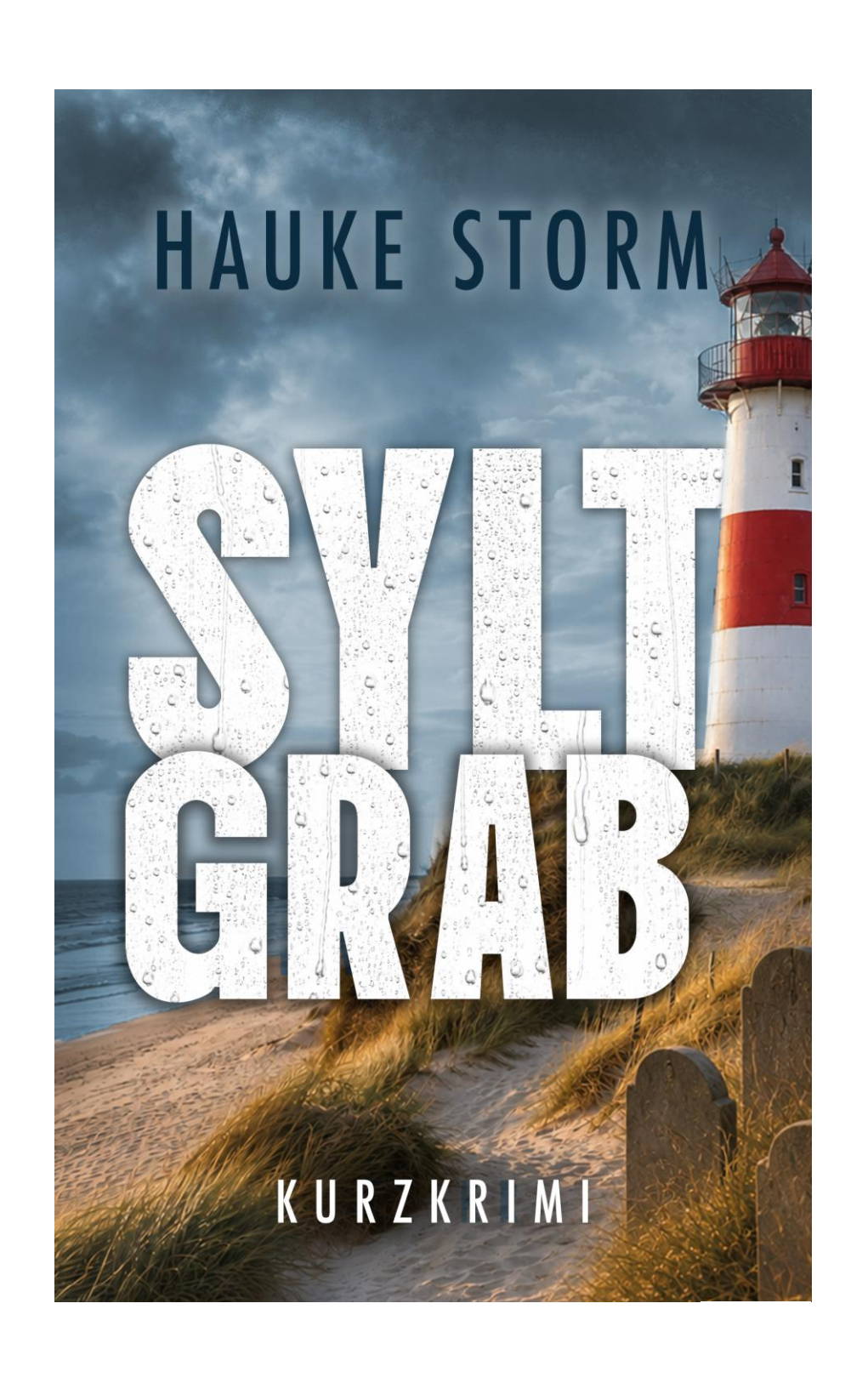




HAUKE STORM

SYLT
GRAB

KURZKRIMI



Das Buch

Als die 82-jährige Telse Christiansen, eine Ikone des alten Sylts, tot in ihrem Kapitäns-Haus in Keitum aufgefunden wird, spricht alles für einen Unfall.

Doch Hauptkommissarin Marina Nissen zweifelt. Mit ihrem Partner, dem Sylter Urgestein Ole Friesenkamp, nimmt sie die Ermittlungen auf. Schnell geraten zwei Personen ins Visier: der gierige Großneffe und eine eiskalte Historikerin, die für alte Logbücher alles tun würde.

Während die Ermittler den Spuren der Gier folgen, übersehen sie die eigentliche Bedrohung. Denn in den alten Familiengeheimnissen der Insel schlummert ein Motiv, das weitaus mächtiger ist als Geld. Und die flüsternden Grabsteine von Sylt haben dieses Geheimnis lange gut bewahrt...

Der Autor

Hauke Storm lebt und schreibt an der norddeutschen Küste, wo Wind, Weite und Einsamkeit den Ton angeben. Die raue Landschaft und das unberechenbare Meer prägen seine Geschichten ebenso wie die stillen Abgründe der Menschen, die dort leben.

Seine Küstenkrimis erzählen von Schuld, Verlust und Verbrechen in einer Region, in der das Schweigen oft lauter ist als jedes Geständnis. Atmosphäre steht bei ihm vor Action, psychologische Tiefe vor Effekten.

Hauke Storm schreibt über Orte, an denen das Meer nicht tröstet – sondern erinnert.

SYLT GRAB

Ein Kurzkrimi von Hauke Storm

Mehr über den Autor erfahren Sie auf
www.haukestorm.de,
www.instagram.com/haukestorm.autor,
www.facebook.com/haukestorm.autor,
www.amazon.de/stores/Hauke-Storm/author/B0GP3D2GB8 und
www.feuerwerkeverlag.de/storm

Abonnieren Sie auch meinen Autoren-Newsletter und erfahren Sie so
umgehend von meinen Neuerscheinungen, Autorennews und exklusiven
Buch-Gewinnspielen:
www.haukestorm.de

Kapitelübersicht

Prolog	7
Kapitel 1	9
Kapitel 2	13
Kapitel 3	19
Kapitel 4	24
Kapitel 5	30
Kapitel 6	36
Kapitel 7	42
Kapitel 8	47
Kapitel 9	51
Kapitel 10	54
Kapitel 11	59
Kapitel 12	64
Kapitel 13	69
Kapitel 14	75
Epilog	82

Prolog

Der Nebel fraß Keitum bei lebendigem Leib.

Er kroch vom Watt herüber, schob sich durch die Gassen, legte sich über die Reetdächer und die alten Ulmen wie ein nasses Leichentuch. Keine Möwe schrie. Kein Hund bellte. Selbst die Kirchturmglöcke von St. Severin klang an diesem Dienstagmorgen dumpf und fern, als schlug sie unter Wasser.

Sönke Hansen blieb am Gartentor stehen. Sein Atem hing in kleinen Wolken vor seinem Gesicht. Zweiundachtzig Schritte von seiner Haustür bis zu Telses Briefkasten – er kannte die Strecke seit fünfzig Jahren, und an manchen Morgenden spürte er jeden einzelnen davon in den Knien.

Die Zeitung. Sie steckte noch im Kasten, die Plastikfolie feucht vom Nebel.

Sönke runzelte die Stirn. Sechs Uhr dreißig, spätestens, holte Telse ihre Zeitung. Jeden Morgen. Sommer wie Winter, bei Sturm und bei Schnee. Seit dem Tod ihres Mannes vor dreiundzwanzig Jahren hatte sie keinen einzigen Tag ausgelassen.

Sein Blick wanderte hoch zur Fassade. Die Vorhänge im Erdgeschoss – zugezogen. Dahinter kein Licht, kein Schatten, keine Bewegung.

Dat is nich richtig.

Er stand eine Weile da, die Hände in den Jackentaschen vergraben, und starrte auf das alte Kapitäns-Haus, als könnte er durch die Mauern sehen. Der Putz blätterte an den Ecken. Eine Dachpfanne fehlte. Aber die Eingangstür, die schwere Eiche mit den schmiedeeisernen Beschlägen, die hatte Telse immer gepflegt. Die glänzte selbst im Nebel.

Sönke klopfte. Mehrmals. Niemand öffnete. Sönke zog den Schlüssel aus der Innentasche seiner Jacke. Messing, abgegriffen, warm von seiner Körperwärme. Telse hatte ihn ihm vor Jahren in die Hand gedrückt, ohne viele Worte. „Falls mal wat is, Sönke.“ Er hatte genickt. Mehr brauchte es nicht zwischen ihnen.

Das Schloss klackte. Die Tür schwang auf, schwer und langsam, und der Geruch schlug ihm entgegen. Staub. Altes Holz. Kalter Rauch aus einem Kamin, in dem seit Tagen kein Feuer gebrannt hatte.

„Telse?“

Die Standuhr im Flur tickte. Gleichmäßig, unbeirrt, wie ein Herz, das nicht wusste, dass es aufhören sollte.

„Telse, bist du dor?“

Stille. Nur das Ticken. Und unter dem Ticken etwas anderes – eine Abwesenheit, die schwerer wog als jedes Geräusch. Das Haus hielt den Atem an.

Er sah sie am Fuß der Treppe.

Zusammengekrümmt lag sie auf den Dielen, den Kopf in einem Winkel, der nichts Natürliches hatte. Ein Arm unter dem Körper verdreht, die Finger der anderen Hand halb geöffnet, als hätte sie nach dem Geländer gegriffen. Das Haar, weiß und dünn, über das Gesicht gefallen.

Sönke griff nach dem Türrahmen. Seine Knie gaben nach, aber er fiel nicht. Er stand und sah auf seine Nachbarin hinab, auf diese Frau, die er seit einem halben Jahrhundert kannte, und sein Mund formte ihren Namen, doch kein Laut kam heraus.

Irgendwann – Sekunden oder Minuten, er wusste es nicht – tastete seine Hand nach dem Handy in seiner Jackentasche. Die Finger zitterten so stark, dass er dreimal wählen musste.

„Notruf, was ist Ihr Notfall?“

„Mien Nabersche ...“, seine Stimme brach. Er schluckte. „Keitum, Kapitäns-Haus bei St. Severin. Telse Christiansen. Sie ... sie liegt an de Trepp. Ik glööv, se is doot.“

Kapitel 1

Die Nordsee schlug gegen das Rote Kliff, als wollte sie es endlich niederzwingen.

Marina Nissen stand drei Schritte vom Abgrund entfernt, die Füße fest in den lehmigen Boden gestemmt, und hielt die Kamera vor das Gesicht. Der Wind riss an ihrer Jacke, zerrte an ihrem Haar, peitschte ihr salzige Gischt ins Gesicht. Unter ihr fraß sich die Brandung in den Sandstein – rostrot, ockergelb, durchzogen von Schichten, die Jahrtausende brauchten, um zu entstehen, und nur eine Sturmnacht, um ins Meer zu stürzen.

Sie drückte ab. Einmal, zweimal, dreimal. Verschoob den Bildausschnitt, suchte die Linie, wo der schiefergraue Himmel auf das aufgewühlte Wasser traf. Dort, genau dort, wo Horizont und See ineinander verschwammen, lag der Moment, den sie einfangen wollte. Diese Sekunde, in der nichts mehr zu unterscheiden war – oben, unten, Himmel, Meer.

Endlich mal durchatmen.

Drei Wochen lag der letzte Fall zurück. Ein Einbruch in eine Kampener Villa, bei dem sich herausstellte, dass der Besitzer seine eigene Kunstsammlung hatte verschwinden lassen, um die Versicherungssumme zu kassieren. Banal. Vorhersehbar. Sylt eben. Sie hatte den Papierkram am Freitag abgeschlossen, das Wochenende verschlafen und sich heute Morgen zum ersten Mal seit Monaten den Wecker nicht gestellt.

Der Wind drehte. Kam jetzt frontal von Nordwest, mit einer Wucht, die ihr die Tränen in die Augen trieb. Marina senkte die Kamera und wischte sich mit dem Handrücken über das Gesicht. Unter ihr, vielleicht dreißig Meter tiefer, warf die Brandung Schaumkronen gegen den schmalen Strandstreifen. Ein paar Möwen kämpften sich schreiend durch die Böen, wurden zurückgeworfen, stiegen wieder auf. Stur. Wie alles hier oben.

Sie drehte sich um und blickte landeinwärts. Hinter ihr, jenseits des Kliffwegs, duckten sich die Reetdachvillen von Kampen in die Landschaft. Gepflegte Hecken, makellose Fassaden, Grundstücke, deren Quadratmeterpreis das Jahresgehalt einer Hauptkommissarin überstieg. Kein Mensch zu sehen. Um diese Uhrzeit, an einem nebligen Dienstag im

Oktober, gehörte Kampen den Möwen und den Hasen. Die Zweitwohnungsbesitzer kamen erst zu Silvester zurück, um sich gegenseitig mit Champagner und Belanglosigkeiten zu betäuben.

Marina hob die Kamera ein letztes Mal. Fand einen einzelnen Strandkorb, der unten auf dem Sand zurückgeblieben war, vergessen oder absichtlich dort gelassen. Weiß-blau gestreift, halb eingesunken, die offene Seite dem Sturm zugewandt. Ein trotziges kleines Ding gegen die Übermacht aus Wasser und Wind.

Genau wie ich.

Sie lächelte. Knapp zwei Jahre lebte sie jetzt auf dieser Insel, und manchmal, in Momenten wie diesem, verstand sie, warum sie geblieben war. Nicht wegen der Arbeit. Nicht wegen der Karriere, die in Hamburg schneller gelaufen wäre. Sondern wegen dieser rohen, unverhandelbaren Schönheit, die sich nicht kaufen, nicht inszenieren und nicht kontrollieren ließ.

Ihr Handy vibrierte in der Jackentasche.

Marina schloss die Augen. Eine Sekunde. Zwei.

Dann griff sie danach.

„Moin, Marina.“ Oles Stimme. Tiefer als gewöhnlich. Das trockene Friesische, das normalerweise klang, als hätte er alle Zeit der Welt, hatte heute eine Kante.

„Moin, Ole. Sag mir, dass du anrufst, weil du ein Fischbrötchen übrig hast.“

„Du, wir haben was in Keitum.“

Sie presste das Telefon fester ans Ohr. Der Wind rauschte so laut, dass sie sich mit dem Rücken dagegen stellen musste.

„Was heißt ‚was‘?“

„Eine Tote. Telse Christiansen. Zweiundachtzig. Der Nachbar hat sie heute Morgen gefunden, am Fuß ihrer Treppe. Sieht nach einem Haushaltsunfall aus.“

Marina wartete. Ole machte keine Kunstpausen ohne Grund.

„Aber irgendwas stimmt da nicht.“

„Was genau?“

Stille am anderen Ende. Nur das Rauschen der Verbindung und dahinter, kaum hörbar, das Knarren einer alten Tür.

„Schwer zu sagen. Keno ist schon da, sichert Spuren. Der Neffe sitzt in der Küche und rechnet den Quadratmeterpreis aus, bevor der Sarg bestellt ist. Und da liegt ein Testament im Sekretär, das mich stört.“

„Warum?“

„Datum von gestern. Frisch gedruckt, frisch unterschrieben. Die Frau konnte kaum noch die Treppe hochkommen, aber ein neues Testament hat sie hingekriegt.“

Marina starrte auf das graue Meer hinaus. In ihrem Kopf ratterte es bereits, sortierte, ordnete, verwarf.

„Ich komme.“

„Danke.“

Sie legte auf, ließ den Blick noch einen Herzschlag lang über das Kliff gleiten, über die Brandung und den einsamen Strandkorb da unten. Dann schraubte sie das Teleobjektiv ab, verstaute die Kamera in der gepolsterten Tasche und lief zum Parkplatz.

Der Nebel hatte zugenommen. Was vor zwanzig Minuten noch Dunst gewesen war, hing jetzt als milchige Wand über der Landstraße und verschluckte die Welt in Stücken. Erst verschwanden die Dünen. Dann die Hecken. Dann die Reetdachkanten der Anwesen, die sich rechts und links der Straße aneinanderreichten – zehn Millionen, fünfzehn Millionen, zwanzig Millionen Euro, aufgelöst in Grau, als hätte es sie nie gegeben.

Marina fuhr langsam. Die Scheibenwischer schoben Feuchtigkeit über das Glas, ohne wirklich etwas zu verbessern. Vor ihr tauchten die roten Rücklichter eines Autozugs auf, der vom Hindenburgdamm kam, und verschwanden wieder. Geisterverkehr.

Telse Christiansen.

Der Name sagte ihr nichts. Aber das musste er auch nicht – Ole kannte jeden auf dieser Insel, jeden Nachnamen, jede Familiengeschichte, jeden Streit, der seit drei Generationen schwelte. Wenn Ole sagte, da stimmt was nicht, dann stimmte da was nicht.

Sie bog auf die Landstraße Richtung Keitum ab. Die Villen wichen Feldern. Die Felder wichen Heide. Der Nebel wurde dichter, presste sich gegen die Windschutzscheibe, und die Welt schrumpfte auf den Lichtkegel ihrer Scheinwerfer zusammen.

Keitum. Das Dorf, das sich für die Seele Sylts hielt. Kapitänshäuser mit Geschichten in den Mauern, ein Kirchhof voller Grabsteine, die mehr

erzählten als die Lebenden. Und dazwischen, wie überall auf dieser Insel, das Geld. Leiser als in Kampen, dezenter, aber genauso unerbittlich.

Ein Reetdachgiebel schälte sich aus dem Nebel, dann ein zweiter. Die Straße wurde schmaler. Kopfsteinpflaster unter den Reifen. Marina parkte hinter einem Streifenwagen und einem weißen Transporter der Spurensicherung.

Sie stieg aus. Die feuchte Luft legte sich sofort auf ihre Haut, kalt und schwer, durchzogen vom Geruch nach Salz, nassem Laub und etwas anderem – etwas Abgestandenem, das aus dem offenen Hauseingang drang.

Das Kapitäns-Haus stand da wie ein alter Mann, der sich weigert, sich hinzusetzen. Schief, verwittert, mit einer Würde, die kein Geld kaufen konnte. Die Eingangstür stand offen. Dahinter Stimmen, gedämpft, und das leise Surren von Keno Thomsens Ausrüstung.

Marina zog den Reißverschluss ihrer Jacke hoch, holte einmal tief Luft und ging hinein.

Kapitel 2

Das Haus roch nach Vergänglichkeit.

Ole Friesenkamp stand im Flur des Kapitäns-Hauses und atmete flach. Mottenkugeln. Feuchtes Gemäuer. Der süßliche Hauch von Bienenwachs, mit dem Generationen von Christiansen-Frauen die Holzvertäfelung gepflegt hatten. Und darunter, kaum wahrnehmbar, der metallische Geruch, der sich in Räume schlich, in denen der Tod gewesen war.

Er kannte dieses Haus. Als Junge hatte er hier mit seinem Vater auf dem Sofa gesessen, während die alten Leute Kaffee tranken und Geschichten erzählten, die länger waren als ein Wintertag. Kapitän Hark Christiansen. Die große Fahrt nach Spitzbergen. Der Wal, der das Boot fast umwarf. Ole hatte die Geschichten geliebt und das trockene Gebäck gehasst, das Telse ihm mit knöchigen Fingern auf den Teller schob.

Jetzt lag Telse zugedeckt am Fuß der Treppe, und Keno Thomsen kniete daneben.

Der junge Kriminaltechniker hatte seine Ausrüstung mit der Präzision eines Chirurgen um den Treppenabsatz verteilt. Maßband. Nummernkärtchen. Die kleine Drohne, die er für Übersichtsaufnahmen in Innenräumen nutzte, stand zusammengefaltet auf der untersten Stufe. Keno selbst fotografierte die Kontaktfläche zwischen Wand und Handlauf, Zentimeter für Zentimeter, sein Gesicht dabei so ausdruckslos wie eine Schaufensterpuppe.

„Was siehst du?“, fragte Ole.

Keno richtete sich auf, schob die Brille hoch. „Steilste Treppe, die mir je untergekommen ist. Sechzehn Stufen, morsch wie Schiffszwieback. Kein Handlauf auf der linken Seite, rechts nur ein wackeliges Ding, das beim dritten Mal Anfassen abbrechen würde. Das Genick ist gebrochen, Aufprallstelle konsistent mit einem Sturz aus oberer Höhe.“ Er tippte auf sein Tablet. „Soweit passt alles zusammen.“

„Soweit.“

„Soweit.“ Keno schaute ihn an. „Ich hab ein paar Faserspuren am Handlauf gesichert, die nicht zum Kleid der Toten passen. Kann alles Mögliche sein –

Besuch von letzter Woche, Putzlappen, was weiß ich. Und hier –" Er leuchtete mit der Taschenlampe auf eine Stelle am oberen Treppenabsatz. „Da ist ein Schuhabdruck im Staub. Herrenschuh, schätze ich, Größe dreiundvierzig oder vierundvierzig. Aber in einem Haus, in dem Leute ein- und ausgehen, heißt das erst mal gar nichts."

Ole nickte. „Sicher alles, was du kriegen kannst."

„Tu ich." Keno kniete sich wieder hin. „Immer."

Ole ließ ihn arbeiten und ging durch den schmalen Flur in die Küche. Die Standuhr im Wohnzimmer tickte. Jeder Schlag ein dumpfer Herzschlag in einem Haus, das keinen mehr hatte.

Die Küche war groß, niedrig und so kalt, dass Ole seinen Atem sehen konnte. Ein alter Herd, emailliert, mit Brandflecken an der Seite. Ein Holztisch, an dem man sieben Walfänger satt bekommen hätte. Kupfertöpfe an der Wand, grün angelaufen. Alles hier erzählte von einer Zeit, in der diese Küche der wärmste Ort der Insel gewesen war.

Am Tisch saß Malte Erichsen und erzählte von Quadratmetern.

„Allein die Lage, oder? Fußläufig zur Kirche, Blick aufs Watt, wenn man die Hecke zurückschneidet. Das müssen mindestens –"

Er stockte, als er Ole bemerkte.

Neunundzwanzig Jahre alt, wenn die Akte stimmte. Schmales Gesicht, unruhige Augen, die im Raum herumsprangen wie Fliegen an einer Scheibe. Dreitagebart, der nach Absicht aussah, aber nach Nachlässigkeit roch. Er trug ein zerknittertes Poloshirt mit einem Markenlogo, das besser aussehen wollte, als es war.

„Herr Erichsen." Ole zog sich einen Stuhl heran. Das Holz schabte über die Fliesen. „Mein Beileid."

„Ja. Danke. Ist halt –" Malte fuhr sich durch die Haare. „Man rechnet nicht damit, oder? Obwohl, eigentlich schon. Sie war zweiundachtzig. Und die Treppe, Mann, die Treppe. Ich hab ihr hundertmal gesagt, sie soll da einen Treppenlift einbauen lassen. Oder unten schlafen. Aber kennen Sie Tante Telse? *Kannten*, meine ich. Stur wie – also, die Frau hat sich nichts sagen lassen."

Ole schwieg. Ließ die Stille arbeiten.

Malte rutschte auf dem Stuhl hin und her. Seine Finger trommelten auf die Tischplatte.

„Wissen Sie, was mich am meisten fertigmacht? Dass dieses Haus jetzt einfach so – ich meine, was passiert denn mit so einem Haus? Es hat ja historischen Wert, irgendwie, auch wenn es von innen aussieht wie ein Museum, das keiner mehr besucht. Die Heizung ist seit fünf Jahren kaputt. Fünf Jahre! Im Winter hat sie hier mit drei Wolldecken gesessen. Ist doch kein Zustand.“

„Haben Sie oft nach ihr geschaut?“

Malte schluckte. „Na ja. So oft es ging. Ich wohne in Husum, das ist ja nicht gerade um die Ecke. Aber regelmäßig, schon. Alle paar Wochen.“

Ole lehnte sich zurück. Der Stuhl knarrte. „Wann waren Sie das letzte Mal hier?“

„Vorgestern. Nee – Montag. Also vorgestern, ja. Ich hab ihr ein paar Sachen vom Festland mitgebracht. Kaffee, den sie mochte, so Filterkaffee von Idee, und ein paar Zeitschriften.“

„Haben Sie das Haus gemeinsam betreten?“

„Klar. Also, sie hat mir aufgemacht. Wir haben Kaffee getrunken. Hier am Tisch.“ Er klopfte zweimal auf die Platte, als müsste er beweisen, dass der Tisch existierte.

„Worüber haben Sie gesprochen?“

Malte zuckte die Schultern. Eine Spur zu lässig. „Über alles Mögliche. Ihre Gesundheit. Das Wetter. Den üblichen Kram.“

„Über das Haus?“

Ein kurzes Zucken in den Augenwinkeln. „Vielleicht kurz. Ich meine, es kommt ja auf, oder? Das Dach muss gemacht werden, die Fenster sind undicht, der Keller steht im Winter unter Wasser. Irgendjemand muss sich ja Gedanken machen.“

„Und über das Testament?“

Malte blinzelte. Einmal. Zweimal. „Was?“

„Im Sekretär im Wohnzimmer liegt ein Testament, Herr Erichsen. Datiert auf gestern. Es macht Sie zum Alleinerben.“

Stille. Die Standuhr schlug die halbe Stunde.

„Davon – also –“ Malte leckte sich die Lippen. „Ich wusste, dass sie was geregelt hat. Irgendwann. Aber den genauen Inhalt kenne ich nicht. Ehrlich.“

„Sie wussten nicht, dass Sie der Alleinerbe sind?“

„Ich bin der Einzige, der noch da ist. Wer soll's denn sonst kriegen? Die Kirche?“

Ole notierte sich das. Nicht den Inhalt der Antwort – den Ton. Die Geschwindigkeit, mit der aus Überraschung Rechtfertigung wurde.

Schritte auf dem Flur. Ole drehte sich um.

Marina. Ihre Haare klebten feucht an den Schläfen, die Jacke glänzte vom Nebel. Sie nickte ihm zu, blieb im Türrahmen stehen und ließ den Blick durch die Küche wandern. Über Malte, den Tisch, die kalte Herdplatte, zurück zu Ole. Er sah, wie sich ihre Augen verengten. Sie hatte den Neffen noch nicht gehört, aber schon gelesen.

Ole stand auf. „Herr Erichsen, meine Kollegin Hauptkommissarin Nissen übernimmt hier. Bleiben Sie bitte noch.“

Er tauschte mit Marina einen kurzen Blick. *Testament. Sekretär. Schau's dir an.* Sie nickte fast unmerklich.

Ole ging zurück in den Flur. Keno hatte die Drohne hochgeschickt, das leise Summen füllte das Treppenhaus wie eine übergroße Biene. Auf seinem Tablet wuchs ein Panorama des Tatorts zusammen, Zentimeter für Zentimeter. Der Junge war gründlich. Das musste man ihm lassen.

Draußen knirschte Kies.

Ole trat an die Haustür. Ein dunkelblauer Mercedes, gewaschen und poliert, hielt vor dem Gartentor. Die Fahrertür ging auf, und Dr. Arfast Jensen stieg aus. Man kennt sich.

Fünfundsechzig. Aufrecht wie ein Fahnenmast. Silbergraues Haar, sorgfältig gescheitelt, ein Tweedsakko über dem hellen Hemd, als käme er direkt von einem Sonntagsspaziergang. Sein Gesicht trug den Ausdruck eines Mannes, der gerade etwas Schreckliches erfahren hat, aber weiß, wie man damit umgeht. Jensen war darin geübt. Als Inselarzt hatte er mehr Menschen sterben sehen, als die meisten je begreifen würden.

„Ole.“ Jensen streckte ihm die Hand entgegen. Sein Händedruck war warm und fest und dauerte einen Moment länger als nötig. „Ich habe es gerade erst erfahren. Sönke Hansen hat mich angerufen. Mein Gott. Telse.“

Er schüttelte den Kopf, langsam, schwer. Sein Blick ging am Haus hoch, über die schiefe Fassade, die blinden Fenster, den morschen Giebel, als sähe er etwas, das nur er sehen konnte.

„Ich war ihr Hausarzt. Seit, ja, seit über dreißig Jahren.“

„Ich weiß, Arfast.“

Jensen legte Ole die Hand auf die Schulter. Eine väterliche Geste, selbstverständlich, nicht aufgesetzt. So fasste ein Mann an, der es gewohnt war, Menschen in ihren schlimmsten Momenten aufzufangen.

„Wie ist es passiert?“

„Die Treppe. Sturz aus dem Obergeschoss.“

Jensen schloss die Augen. Seine Schultern sackten nach vorn. „Ich hab's ihr immer gesagt, Ole. Diese Treppe wird ihr noch zum Verhängnis.“ Er öffnete die Augen wieder und starrte in den Nebel. „Letzten Monat erst. Sie saß bei mir in der Praxis, und ich hab gesagt: Telse, Sie müssen ins Erdgeschoss ziehen, oder noch besser, in die Seniorenresidenz nach Westerland. Hat sie mich angeschaut, als hätte ich ihr vorgeschlagen, nach Mallorca auszuwandern.“

Er versuchte ein Lächeln. Es starb auf halbem Weg.

„War sie in letzter Zeit bei Ihnen?“

„Vor drei Wochen. Routineuntersuchung. Blutdruck viel zu hoch, Gleichgewichtsstörungen, die üblichen Alterserscheinungen. Ich hatte ihr Betablocker verschrieben und dringend geraten, die Treppe zu meiden.“ Jensen rieb sich die Stirn. „Man kann niemanden zu seinem Glück zwingen, Ole. Das weißt du. Besonders nicht Telse Christiansen.“

„Nee“, sagte Ole. „Konnte man nicht.“

Jensen schaute zur Haustür. „Kann ich – darf ich sie sehen? Nur kurz. Als ihr Arzt.“

Ole schüttelte den Kopf. „Die Spurensicherung arbeitet noch. Ich kann dich gerade nicht reinlassen, Arfast. Tut mir leid.“

„Natürlich. Natürlich, verstehe ich.“ Jensen hob beschwichtigend beide Hände. „Falls ihr die Krankenakte braucht – für den Bericht, meine ich –, ich kann sie euch bis morgen früh zusammenstellen. Schwindelanfälle, Blutdruckwerte, die ganze Vorgeschichte. Damit die Sache schnell abgeschlossen werden kann und Telse ihre Ruhe bekommt.“

„Danke, Arfast. Das wäre hilfreich.“

Jensen nickte. Er stand noch einen Moment da, die Hände in den Taschen seines Tweedsakkos vergraben, den Blick auf die schiefe Haustür gerichtet. Dann drehte er sich um, ging zum Mercedes und fuhr davon. Leise. Ohne Eile.

Ole sah ihm nach, bis die Rücklichter im Nebel verschwammen.

Im Haus summte Kenos Drohne. Maltes Stimme drang gedämpft aus der Küche, schneller jetzt, drängender. Marina stellte Fragen. Ole hörte einzelne Wörter. *Schulden. Verkauf. Makler.*

Er wandte sich ab und ging zurück ins Haus. Im Vorbeigehen streifte sein Blick den Sekretär im Wohnzimmer. Die Schublade stand offen. Darin, akkurat in eine Klarsichtfolie geschoben, lag das Testament. Weißes Papier. Laserdruckschrift. Unterschrift in blauer Tinte, leicht zitterig.

Gestern datiert.

Ole blieb stehen. Betrachtete das Blatt ein weiteres Mal, ohne es anzufassen. Dann blickte er zum Fenster, durch das der Nebel hereinzukriechen schien.

Eine zweiundachtzigjährige Frau, die kaum noch die Treppe schaffte, setzt sich an den Computer, druckt ein Testament aus und unterschreibt es. Einen Tag vor ihrem Tod.

Kann passieren. Passiert ständig.

Aber die Standuhr tickte, und in Oles Kopf tickte etwas mit.

Kapitel 3

Die Neonröhre über Marinas Schreibtisch flackerte. Seit Wochen. Jedes Mal, wenn sie das Büro betrat, nahm sie sich vor, bei der Hausverwaltung Bescheid zu geben. Jedes Mal vergaß sie es. Jetzt starrte sie auf den braunen Umschlag vor ihr und registrierte das Flackern nur als pulsendes Stakkato am Rand ihres Blickfelds.

Die Polizeidienststelle Westerland roch nach abgestandenem Kaffee und dem Kopierer, der seit dem Morgen einen leichten Plastikgeruch verströmte. Durch das Fenster drang das gedämpfte Rauschen der Friedrichstraße herein, Autotüren, Möwenschreie, das Klappern von Rollkoffern über Pflastersteine. Touristensaison.

Marina zog den Bericht aus dem Umschlag. Zwei Seiten, nüchtern formatiert, Briefkopf des Instituts für Rechtsmedizin Schleswig-Holstein. Vorläufiger Obduktionsbericht. Sie hatte ihn per Kurier bekommen, keine vierundzwanzig Stunden nach der Leichenschau.

Todesursache: Genickbruch, Fraktur des zweiten Halswirbels, konsistent mit einem Sturz aus einer Höhe von etwa drei Metern auf eine harte Oberfläche.

Soweit die erwartbare Nachricht. Marina las weiter.

Ihre Finger hielten mitten im Umblättern inne.

An beiden Unterarmen der Verstorbenen finden sich multiple Hämatome in unterschiedlichen Stadien der Ausbildung, deren Muster auf Abwehrbewegungen hindeutet. Die Verletzungen sind perimortal entstanden, d. h. unmittelbar vor oder zum Zeitpunkt des Todes. Darüber hinaus weist die rechte Schulter eine kreisrunde Druckstelle von ca. 4 cm Durchmesser auf, die mit einem lokalen Ödem einhergeht. Form und Lokalisation sind kompatibel mit einem gezielten Stoß durch eine einzelne Hand oder Faust.

Marina legte den Bericht auf den Schreibtisch. Glatt, vorsichtig, als könnte das Papier zerbrechen.

Sie lehnte sich zurück. Die Neonröhre flackerte.

Abwehrspuren. Stoß an der Schulter.

Alte Frauen, die eine steile Treppe hinunterstürzen, haben keine Abwehrspuren an den Unterarmen. Nicht in diesem Muster. Nicht perimortal.

Sie griff zum Telefon. Nicht das Festnetz, ihr Handy. Scrollte durch die Kontakte, tippte auf Bentsens Namen.

Es klingelte dreimal. Viermal. Fünf—

„Bentsen.“

„Herr Bentsen, hier Nissen. Ich habe den vorläufigen Obduktionsbericht zum Todesfall Christiansen.“

Eine Pause. Im Hintergrund Papierrascheln, das Quietschen eines Bürostuhls, der unter einem schweren Mann protestierte.

„Und?“

„Genickbruch bestätigt. Aber die Gerichtsmedizin hat perimortal entstandene Abwehrspuren an beiden Unterarmen gefunden. Dazu eine kreisrunde Druckstelle an der rechten Schulter. Vier Zentimeter Durchmesser. Wie von einem festen Stoß.“

Stille am anderen Ende. Dann ein Ausatmen, lang und kontrolliert, wie ein Mann, der bis zehn zählt.

„Nissen.“ Bentsens Stimme klang, als würde er mit einer Zehnjährigen sprechen, die behauptet, ein Monster unter dem Bett gesehen zu haben. „Jagen Sie nicht schon wieder Gespenstern nach. Das ist Sylt, nicht Chicago. Die Frau war zweiundachtzig, krank und hatte eine Treppe, die in jedem Mietshaus auf dem Festland längst gesperrt worden wäre. Alte Menschen stürzen. Alte Menschen bekommen blaue Flecken, wenn man sie nur anguckt.“

„Die Hämatome an den Unterarmen zeigen ein Abwehrmuster, Herr Bentsen. Nicht Aufprall, Abwehr. Das ist ein Unterschied, den auch ein Gerichtsmediziner—“

„Ich weiß, was ein Gerichtsmediziner ist, Nissen.“ Der Bürostuhl quietschte erneut. „Ich weiß auch, was auf meinem Schreibtisch liegt. Drei offene Einbruchserien in Westerland, eine Schlägerei im Bahnhofsbereich und die Bürgermeisterin, die mir jeden zweiten Tag ins Ohr flüstert, dass Sylt ein Sicherheitsparadies zu sein hat. Wissen Sie, was ich gerade nicht gebrauchen kann?“

„Einen Mordfall.“

„Einen Mordfall.“

Marina presste die Lippen zusammen. Durch das Fenster sah sie ein Pärchen in leuchtend bunten Regenjacken über die Straße schlurfen, Eis essend, Koffer hinter sich herzerrend. Urlaubsparadies.

„Die Fakten sind eindeutig, Herr Bentsen. Die Gerichtsmedizin lügt nicht, und Hämatome in diesem Muster lügen auch nicht. Wenn wir das ignorieren und es kommt raus—“

„Schicken Sie mir den Bericht.“ Bentsens Stimme hatte den belehrenden Ton verloren. Was blieb, war die Resignation eines Mannes, der genau wusste, wie der nächste Monat seines Lebens aussehen würde. „Heute noch. Per Mail und als Kopie auf meinen Schreibtisch. Und Nissen?“

„Ja?“

„Wenn Sie dieses Fass aufmachen, dann machen Sie es richtig. Keine halben Sachen, keine Bauchgefühle, keine Alleingänge. Fakten.“

„Verstanden.“

Er legte auf, ohne sich zu verabschieden. Typisch Bentsen.

Marina stellte das Handy ab und starrte auf den Bericht. Die Neonröhre warf zuckende Schatten über die Buchstaben. *Perimortal. Abwehrmuster. Gezielter Stoß*. Drei Worte, die aus einem traurigen Unfall in einem verfallenen Kapitänshaus einen Mordfall machten.

Die Tür ging auf.

Ole. Zwei Pappbecher in den Händen, auf dem einen ein brauner Kaffeerand, der andere dampfte noch. Er stellte ihr den dampfenden hin, setzte sich auf die Kante ihres Schreibtischs – er tat das immer, obwohl sie ihn hundertmal gebeten hatte, den Stuhl zu nehmen – und nahm einen Schluck aus seinem Becher.

„Und?“

Marina schob ihm den Bericht rüber. Ole las. Sein Gesicht veränderte sich nicht. Kein Muskelzucken, keine hochgezogene Braue. Nur seine Augen wanderten langsamer über die zweite Seite.

Er legte das Blatt ab.

„Abwehrspuren.“

„Perimortal.“

„Und die Druckstelle an der Schulter.“

„Vier Zentimeter. Kreisrund. Kein Aufprall, kein Geländer, kein Treppenabsatz. Ein Stoß. Jemand hat sie geschubst, Ole.“

Ole trank seinen Kaffee. Dann stellte er den Becher neben sich auf den Schreibtisch, genau auf einen alten Kaffeefleck, der dort seit Wochen residierte. Ring auf Ring.

„Bentsen?"

„Will den Bericht schriftlich. Wird eine offizielle Mordermittlung."

„Und hat sich beschwert."

„Wie ein Bernhardiner, dem man den Knochen wegnimmt."

Oles Mundwinkel zuckte. Einen Wimpernschlag lang, dann war es vorbei.

„Der Neffe", sagte er.

Kein Fragezeichen. Eine Feststellung.

Marina nickte. „Malte Erichsen. Verschuldet bis über beide Ohren. Sitzt im Haus seiner toten Großtante und redet über Quadratmeterpreise, bevor die Leiche abtransportiert ist. Und dann liegt da zufällig ein druckfrisches Testament im Sekretär, datiert auf den Vortag, das ihn zum Alleinerben macht."

„Keno hat das Testament fotografiert und eingetütet. Schrift sieht echt aus, aber die Unterschrift—"

„Zittrig."

„Zittrig. Könnte eine kranke Zweiundachtzigjährige sein. Könnte auch jemand sein, der eine kranke Zweiundachtzigjährige imitiert."

Marina zog ihren Kaffee zu sich und wärmte die Hände daran. Der Pappbecher war zu heiß und gleichzeitig nicht heiß genug. Draußen schob sich ein Wolkenband vor die Sonne, und das Büro sank in graues Halblicht.

„Wir brauchen seine Finanzen. Kontoauszüge, Kreditkarten, offene Forderungen. Alles."

„Keno ist dran."

„Und sein Aufenthaltsort am Vorabend. Wann er angereist ist, wo er übernachtet hat, ob ihn jemand gesehen hat."

„Hat er gestern im Verhör nicht gesagt, er sei am Nachmittag mit dem Autozug gekommen."

„Gesagt. Nicht bewiesen."

Ole sah sie an. Dieser direkte, ruhige Blick, der nichts urteilte und alles registrierte.

„Du hast recht. Wir fangen mit ihm an."

Marina griff nach einem Stift und drehte ihn zwischen den Fingern. Eine Angewohnheit, wenn die Gedanken schneller liefen als die Worte.

Zweiundachtzig Jahre alt. Krank. Allein in einem Haus, das auseinanderfiel. Und jemand stößt sie eine Treppe hinunter.

„Ole?“

„Hm?“

„Jensen, der Arzt. Was war dein Eindruck?“

Ole hob die Schultern. Eine langsame, friesische Bewegung, die alles und nichts bedeuten konnte.

„Arfast Jensen. Inselarzt seit dreißig Jahren. Kennt jeden, jeder kennt ihn. War betroffen, hat sofort die Krankenakte angeboten. Klang plausibel. Schwindelanfälle, Bluthochdruck, die übliche Geschichte.“

„Klingt fast zu plausibel.“

„Oder es ist einfach die Wahrheit.“ Ole stand auf, nahm seinen Becher und ging zur Tür. „Ich kümmere mich um die Finanzen. Du lädst den Neffen vor?“

Marina nickte. „Morgen früh. Neun Uhr. Verhörraum zwei.“

Ole verschwand im Flur. Seine Schritte waren schwer und gleichmäßig.

Marina blieb allein. Sie breitete den Obduktionsbericht neben dem Tatortprotokoll aus und legte das Foto des Testaments daneben. Drei Puzzlestücke auf grauem Resopaltisch unter einer flackernden Neonröhre.

Jemand hat dich die Treppe hinuntergestoßen, Telse. Und jemand hat dafür gesorgt, dass es aussieht wie ein Unfall.

Sie nahm ihr Handy und tippte eine Nachricht an Keno: *Testament Graphologie – höchste Priorität.*

Dann griff sie nach ihrem Kaffee. Er war kalt.

Kapitel 4

Der Verhörraum roch nach Putzmittel und abgestandenem Kaffee. Zwei Stühle, ein Tisch, eine Kamera in der Ecke, deren rotes Lämpchen stetig pulsierte. Kein Fenster. Die Wände trugen den gleichen Anstrich wie der Rest der Dienststelle – ein Grau, das einmal Weiß gewesen sein mochte, irgendwann in den Neunzigern.

Ole legte den Aktenordner auf den Tisch. Nicht aufgeschlagen. Nur hingelegt, wie man einen Gegenstand hinstellt, über den man noch nachdenkt. Dann setzte er sich, rückte den Stuhl zurecht und wartete.

Malte Erichsen saß ihm gegenüber. Neunundzwanzig Jahre, aber die Art, wie er die Finger ineinander verschränkte und wieder löste, erinnerte an einen Schüler vor dem Direktor. Er trug dasselbe Hemd wie gestern am Tatort. Zerknittert, ein Knopf am Kragen offen, die Ärmel hochgerollt. Unter seinen Augen lagen Schatten, die nicht von einer durchwachten Trauernacht stammten.

„Kaffee?“

Malte schüttelte den Kopf.

„Wasser?“

Wieder Kopfschütteln. „Wie lang dauert das hier?“

Ole öffnete den Ordner. Langsam, Seite für Seite, als hätte er alle Zeit der Welt. Er fand die Stelle, die er suchte, und legte seinen Zeigefinger darauf. Aber er las nicht. Er sah Malte an.

„Herr Erichsen. Sie wissen, warum Sie hier sind.“

„Weil meine Großtante die Treppe runtergefallen ist und Sie daraus eine Staatsaffäre machen.“

„Ihre Großtante ist ermordet worden.“

Malte blinzelte. Seine Hände lagen jetzt flach auf dem Tisch, als brauchten sie eine feste Unterlage.

„Ermordet?“

„Ermordet.“

Stille. Das Summen der Neonröhre. Das Klicken der Kamera, die alle dreißig Sekunden neu fokussierte.

„Das ist ... Ich meine, wer würde denn – die war zweiundachtzig. Die war krank. Wer tut so was?“

Ole sagte nichts. Er wartete. Schweigen war ein Werkzeug wie jedes andere, und nach fünfzehn Jahren in diesem Raum wusste er, dass die meisten Menschen es nicht ertrugen. Die Unschuldigen nicht, weil sie es füllen wollten. Die Schuldigen nicht, weil sie fürchteten, was hineinsickern könnte.

Malte gehörte zu denen, die redeten.

„Hören Sie, ich weiß, wie das aussieht. Ich bin der Neffe, ich bin auf der Insel, ich krieg das Haus. Aber ich hab ihr nichts getan. Ich schwöre, ich—“

„Wann sind Sie auf Sylt angekommen?“

„Am ... Dienstag. Nachmittags. Mit dem Autozug.“

„Welcher Zug?“

„Der um ... halb drei? Vielleicht drei? Ich weiß es nicht genau.“

Ole notierte. Die Autozüge fahren im Stundentakt. Halb drei oder drei – eine Stunde Unterschied, die sich überprüfen ließ.

„Und danach?“

„Bin direkt nach Keitum, zu Tante Telse.“

„Wie spät war es da?“

„So gegen vier, halb fünf.“

„Sie haben mit ihr gesprochen?“

„Kurz. Hat mir die Tür aufgemacht, war aber nicht in Stimmung. Kennen Sie ja, die alten Friesen.“ Malte verzog den Mund zu etwas, das ein Lächeln sein sollte. „Kein großer Empfang. ‚Moin, setz dich, Tee steht auf’m Herd.‘“

„Worüber haben Sie gesprochen?“

„Über dies und das. Familie. Wie's ihr geht.“

„Und das Haus?“

Maltes Finger begannen wieder ihr nervöses Spiel. Verschränken, lösen, verschränken.

„Was soll damit sein?“

Ole schlug eine neue Seite auf. Ein Kontoauszug, den Keno am Morgen ausgedruckt hatte. Drei Seiten, eng bedruckt. Rote Zahlen, die sich addierten wie die Stockwerke eines Hauses, das auf Sand gebaut war.

„Sie haben Schulden, Herr Erichsen.“

„Die hat doch jeder.“

„Siebenunddreißigtausend Euro bei einer Hamburger Privatbank. Achtzehnfünf auf der Kreditkarte. Und hier" – Ole tippte auf eine Zeile – „ein Mahnbescheid über zwölftausend von einem Autohändler in Pinneberg."

Malte starrte auf die Zahlen, als sähe er sie zum ersten Mal. Vielleicht tat er das. Manche Menschen zählten ihre Schulden so wenig wie ihre grauen Haare.

„Das hat nichts mit Tante Telse zu tun."

„Und dieses Haus in Keitum. Freistehend, denkmalgeschützt, dreihundert Meter zur Kirche. Was schätzen Sie, was das wert ist?"

Malte schwieg.

„Keno – das ist unser Techniker – hat sich den aktuellen Bodenrichtwert angeschaut. Grundstück allein: anderthalb Millionen. Mit Substanz und Lage, wenn jemand saniert, reden wir über drei, vielleicht dreieinhalb."

„Ich weiß, was das Haus wert ist."

„Ja", sagte Ole. „Das wissen Sie."

Er ließ das sacken. Draußen auf dem Flur ging jemand vorbei, Absätze auf Linoleum.

„Im Sekretär Ihrer Großtante lag ein Testament. Datiert auf den Montag, den Tag vor ihrem Tod. Sie sind Alleinerbe."

„Das wusste ich nicht."

„Sie wussten nicht, dass Ihre Großtante Ihnen ihr gesamtes Vermögen hinterlässt."

„Nein. Ich meine, ich hatte gehofft – sie hatte ja sonst niemanden. Aber dass da ein Testament liegt, davon wusste ich nichts."

Ole stützte die Ellbogen auf den Tisch und faltete die Hände. Eine Geste, die er von seinem Vater geerbt hatte, einem Mann, der Fischer und Ältester der Kirchengemeinde gewesen war und beides mit der gleichen stoischen Geduld betrieben hatte.

„Herr Erichsen, haben Sie am Abend Ihres Besuchs mit Ihrer Großtante gestritten?"

„Nein."

„Nein?"

„Nein."

Kein Zögern. Kein Ausweichen. Ein glattes Nein, das wie ein Deckel auf einen Topf passte.

Ole blätterte weiter. Kenos Arbeit. Der Junge war gründlich, das musste man ihm lassen. Telefonprotokoll, gesichert über den Mobilfunkanbieter. Donnerstagabend, drei Tage vor Telses Tod. Malte Erichsen an einen gewissen Torben Paulsen, gespeichert unter „Torben Bro“. Gesprächsdauer: elf Minuten.

„Sie kennen Torben Paulsen?“

Malte zuckte zusammen. Kaum sichtbar, ein Reflex in den Schultern, den sein Gesicht eine halbe Sekunde zu spät verbarg.

„Klar, das ist ein Kumpel.“

„Sie haben am Donnerstagabend elf Minuten mit ihm telefoniert.“

„Möglich. Und?“

Ole las vor. Nicht den gesamten Mitschnitt – den gab es nicht, dafür brauchte man einen Richterbeschluss, der noch in Arbeit war. Aber Keno hatte Torbens Handydaten ausgewertet und den Mann auf dem Festland erreicht. Torben Paulsen, offensichtlich kein Genie in Sachen Diskretion, hatte den Inhalt des Gesprächs bei einer Befragung freimütig wiedergegeben.

„Ihr Freund Torben sagt, Sie hätten über das Haus Ihrer Großtante gesprochen. Ihr Wortlaut, laut Torben: ‚Den alten Kasten vergolden, bevor die Bude zusammenfällt.‘ Und: ‚Die Alte sieht das doch nicht ein, dass man aus dem Schuppen Geld machen muss.‘“

Maltes Gesicht lief rot an. Nicht das Rot der Scham – das Rot eines Kessels, in dem der Druck stieg.

„Das war ein privates Gespräch.“

„Das ist ein Mordfall.“

„Ich hab sie nicht umgebracht!“

Die Stimme prallte gegen die kahlen Wände und blieb im Raum hängen.

Malte sprang auf. Der Stuhl rutschte nach hinten und krachte gegen die Wand. Seine Hände zitterten, die Finger zu Fäusten geballt, und seine Augen waren schmal geworden, gepresst, als versuchte er den Zorn physisch zurückzuhalten.

„Das war ein Scheißgespräch unter Kumpels. Ja, ich brauch Geld, na und? Deswegen bring ich doch nicht meine eigene Tante um! Was soll der Scheiß hier?“

Ole rührte sich nicht. Er saß wie der Fels, der er war, die Hände gefaltet, den Blick auf Malte gerichtet wie ein Leuchtturm sein Licht auf die Brandung richtet: stetig, unbestechlich, ohne Urteil.

„Setzen Sie sich.“

Malte atmete. Einmal, zweimal. Dann hob er den Stuhl auf, als wöge das Ding dreißig Kilo, und ließ sich fallen.

„Ich will einen Anwalt.“

„Das steht Ihnen zu.“

Ole klappte den Ordner zu. Langsam, Seite für Seite, so wie er ihn geöffnet hatte. Er steckte den Kugelschreiber in die Brusttasche seines Hemds und schob den Stuhl zurück.

„Eine letzte Frage, Herr Erichsen.“

Malte hob den Kopf.

„Die Logbücher Ihrer Großtante. Die alten Schiffstagebücher von Kapitän Christiansen. Wissen Sie, wo die sind?“

„Nein. Was für Logbücher?“

Ole sah ihm in die Augen. Drei Sekunden, vier. Maltes Blick flackerte nicht. Entweder ein guter Lügner oder ein ahnungsloser. Beides möglich.

„Wir melden uns.“

Ole stand auf, nahm den Ordner und ging zur Tür. Seine Hand lag auf der Klinke, als Malte hinter ihm sprach.

„Friesenkamp.“

Ole drehte sich halb um.

„Ich hab sie nicht umgebracht. Aber ... ja. Ich wollte das Haus verkaufen. Und ja, wir haben uns deswegen in die Haare gekriegt. Nicht an dem Abend, aber ... früher. Öfter.“

Ole nickte.

„Danke.“

Er trat auf den Flur und zog die Tür hinter sich zu. Das Schloss schnappte ein.

Marina wartete am Ende des Gangs, das Tablet in der Hand, auf dem sie den Livestream des Verhörs verfolgt hatte. Ihre Augenbrauen bildeten ein Fragezeichen.

Ole ging an ihr vorbei Richtung Kaffeeküche.

„Und?“

Er nahm sich einen frischen Becher, drückte auf den Knopf der Maschine und wartete, bis das Mahlwerk aufhörte zu kreischen.

„Er ist gierig, unverschämt und hat gelogen.“

„Aber?“

Ole nahm den Becher und pustete über den Rand.

Zu offensichtlich. Zu laut. Zu durchsichtig.

„Aber ich glaube ihm irgendwie.“

Kapitel 5

Die Glocke über der Tür klingelte mit einem hellen, blechernen Ton, der in Marinas Kindheitserinnerungen keinen Anker fand. In Hamburg hatte es keine Tante-Emma-Läden gegeben. Jedenfalls nicht in ihrem Viertel, wo die Bio-Supermärkte die letzten Kioske verdrängt hatten wie das Meer den Sand am Roten Kliff.

Inga Petersens Laden in der Gurtstig war das Gegenteil von Verdrängung. Hier hatte sich nichts verdrängen lassen, nicht die Regale aus dunklem Holz, nicht der Geruch nach Lakritz und Bohnerwachs, nicht die handgeschriebenen Preisschilder in Ingas gestochen scharfer Schrift. Eine Zeitkapsel aus den Siebzigern, konserviert in Trotz und Gewohnheit.

Inga stand hinter der Theke und sortierte Postkarten in ein Drehgestell. Leuchtturm. Leuchtturm. Strandkorb. Leuchtturm. Düne mit Schaf. Ihre Hände arbeiteten, ihre Augen wanderten zur Tür.

„Na, Frau Nissen. Wasser oder Wahrheit?“

Marina griff in das Kühlregal neben der Eingangstür und zog eine Flasche Gerolsteiner heraus.

„Wasser.“

„Dann kriegen Sie die Wahrheit gratis dazu. Kaffee?“

„Ich –“

„Kaffee.“

Inga verschwand hinter einem Perlenvorhang, der in den Hinterraum führte. Das Klappern einer Filtermaschine. Der Geruch von zu stark geröstetem Kaffee, der durch die Kunststoffschnüre kroch.

Marina stellte die Flasche auf die Theke und sah sich um. Ein Stapel der Sylter Rundschau lag neben der Kasse. Die Schlagzeile: *Tragischer Unfall in Keitum – Letzte Christiansen-Erbin gestorben*. Noch die alte Geschichte. Die Meldung, dass es kein Unfall war, hatten sie zurückgehalten. Bentsens Anordnung. Vierundzwanzig Stunden, bevor die Presse Wind bekommt, hatte er gesagt. Das war vor achtzehn Stunden gewesen.

Inga kam zurück. Zwei Tassen, blau-weiß gestreift, randvoll. Nach Milch hatte sie nicht gefragt.

„Schwarz, so wie das Leben.“

Marina nahm die Tasse und pustete. Der Kaffee schmeckte wie er roch: verbrannt, stark, ehrlich.

„Danke, Frau Petersen.“

Die Ladenbesitzerin stützte sich auf die Theke, beide Ellbogen, das Kinn auf den verschränkten Händen. Ihre Augen hinter der randlosen Brille waren klein und hell und von einer Wachheit, die Marina an Greifvögel erinnerte. Turmfalken. Etwas in der Art.

„Schrecklich, das mit der Telse. Eine Frau wie ein Deich, sag ich Ihnen. Jahrelang hat die da oben allein gewohnt in dem zugigen Kasten. Kein Mensch, kein Hund, nur die alten Bücher und der Wind. Aber aufrecht. Immer aufrecht.“

Inga nippte an ihrem Kaffee. Marina schwieg. Wer bei Inga Petersen redete, verpasste die guten Stellen.

„Na ja, und jetzt sind die Schickimickis aus Kampen natürlich alle ganz bestürzt. Tragisch, tragisch, sagen die. Haben Sie gesehen, das Haus könnte man wunderbar zu einer Ferienwohnung umbauen, sagen die im nächsten Atemzug. Drei Millionen, mindestens, in der Lage.“

Ihre Lippen formten die Zahl mit der Verachtung, die andere für Schimpfwörter reservierten.

„Kennen Sie Telses Großneffen?“, fragte Marina.

„Den Malte?“ Inga winkte ab, als verscheuchte sie eine Fliege. „Der Junge ist so oft hier auf der Insel aufgeschlagen, den kennt jeder. Immer mit dem gleichen Gesichtsausdruck. Sie wissen schon. Wie ein Hund, der am Metzgerladen vorbeischleicht.“

Treffend. Marina verbarg ein Lächeln hinter dem Tassenrand.

„War er in letzter Zeit öfter da?“

„Letzte Woche, ja. Dienstag oder Mittwoch, da bin ich mir nicht sicher. Hat hier Zigaretten gekauft und gefragt, ob ich wüsste, was Grundstücke in der Straße kosten. In der Straße! Als wäre Telse schon unter der Erde gewesen.“

Inga schüttelte den Kopf. Dann senkte sie die Stimme. Nicht viel, einen halben Ton, aber genug, um den Raum zu verändern. Um aus Tratsch etwas zu machen, das nach Geheimnis schmeckte.

„Aber der war nicht der Einzige, der Telse auf den Wecker ging.“

Marina stellte die Tasse ab.

„Wie meinen Sie das?“

„Am Abend vorher. Also ... am Abend bevor Sönke sie gefunden hat. Da war Zank. Helllichter Zank.“

„Bei Telse?“

Inga nickte. Langsam, genüsslich, wie jemand, der eine Praline auspackt.

„Ich komm vom Kirchweg. Dienstagabend, so gegen halb neun, noch nicht ganz dunkel, aber der Nebel war schon da. Sie wissen ja, wie das ist, wenn der Nebel vom Watt hochkriecht. Man sieht die Hand vor Augen nicht, aber man hört alles doppelt.“

Marina kannte das. Der Nebel auf Sylt fraß das Licht und verstärkte den Schall. Ein akustischer Trick der Nordsee.

„Und was haben Sie gehört?“

„Zwei Stimmen. Durch das offene Küchenfenster. Telse, die kenne ich ja. Die konnte laut werden, wenn ihr was gegen den Strich ging. Und eine andere Frau. Nicht von hier.“

Ingas Augen verengten sich.

„Festland-Deutsch. Hochdeutsch, so akkurat, dass es schon wehtat.“

„Kennen Sie die Frau?“

„Nicht persönlich, aber Telse hat ihren Namen gesagt. Laut genug, dass man es in Westerland hätte hören können. ‚Frau Doktor Wagner, Sie fassen diese Bücher nicht an, und wenn Sie der liebe Gott persönlich schickt!‘ So in der Art.“

Marina griff in ihre Jackentasche nach dem Notizbuch. Dr. Alida Wagner. Der Name war in Kenos Bericht über Telses letzte Wochen aufgetaucht. Eine Historikerin aus Hamburg, die seit Monaten Kontakt aufgenommen hatte wegen der alten Logbücher.

„Worum ging es in dem Streit?“

„Um die Bücher. Die alten Bücher von Kapitän Christiansen. Diese Frau Doktor wollte sie haben, kaufen, leihen, was weiß ich. Und Telse hat Nein gesagt. Nicht höflich, nicht diplomatisch. Telse-Nein. Da wackelt der Deich.“

„Und die andere Frau? Wagner?“

Inga beugte sich vor. Ihre Stimme sank auf ein Flüstern, das nach Pfefferminzbonbon roch.

„Die klang ja wie eine Eiskönigin. Kalt. Kein Schreien, kein Toben. Alles ganz ruhig, ganz beherrscht, so ein Tonfall, als würde sie mit einem Kind reden, das nicht versteht, was gut für es ist. ‚Sie begreifen nicht, was auf dem Spiel steht, Frau Christiansen. Diese Dokumente gehören nicht Ihnen, sie gehören der Geschichte.‘ So was. Und dann hat Telse die Tür zugeknallt, und das war's."

Marina schrieb. Schnell, in ihrer verknappten Kurzschrift, die Ole einmal als „ägyptische Hieroglyphen" bezeichnet hatte.

„Haben Sie die Frau gesehen?"

„Nur von hinten. Schmal, dunkler Mantel, hochgesteckte Haare. Ist in Richtung Hauptstraße gegangen, da stand ein Mietwagen. Dunkelblau, glaube ich. Oder schwarz, bei dem Nebel konnte man das nicht auseinanderhalten."

„Danke. Das hilft."

„Tut mir leid, dass ich nicht gleich was gesagt hab. Hab gedacht, es war nur ... na ja. Telse hat sich oft mit Leuten gestritten. Das war ihre Art. Aber jetzt, wo die Polizei hier rumfährt ..."

Inga ließ den Satz in der Luft hängen. Ihre Augen fragten, was ihr Mund nicht aussprach.

Marina legte drei Euro für das Wasser auf die Theke.

„Noch eine Frage. Haben Sie an dem Abend sonst jemanden in der Nähe von Telses Haus gesehen? Ein Auto, eine Person?"

Inga runzelte die Stirn. Lange. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Nur den Nebel."

Marina nahm die Wasserflasche und ihre Tasse und kippte den letzten Schluck. Bitter, kalt. Gut.

„Wenn Ihnen noch etwas einfällt –"

„Sie sind die Erste, die es erfährt." Inga lächelte. Es war kein warmes Lächeln. Es war das Lächeln einer Frau, die wusste, was ihr Wissen wert war.

Draußen schlug ihr der Wind ins Gesicht wie ein nasser Handschuh. Die Gurtstige lag grau und menschenleer da, gesäumt von Reetdachhäusern, die hinter ihren Friesenwällen hockten wie alte Männer hinter hochgeklappten Kragen. Marinas Dienstwagen stand zwanzig Meter weiter, halb auf dem

Bürgersteig, halb auf der Straße – Keitums Parkplatzangebot war für Pferdekutschen konzipiert, nicht für Polizeifahrzeuge.

Sie hatte den Schlüssel in der Hand, als eine Stimme hinter ihr schnitt.

„Entschuldigung. Hallo? Hallo!“

Marina drehte sich um.

Ein Mann kam auf sie zu. Ende fünfzig, Barbour-Jacke, Cashmere-Schal, randlose Brille. Sein Gesicht trug den satten Ausdruck absoluter Selbstverständlichkeit. Hinter ihm ragte ein Friesenwall empor, der ein Grundstück umfasste, auf dem ein frisch renoviertes Reetdachhaus stand. Neue Fenster, neue Einfahrt, Natursteinterrasse. Ein Anwesen, das so viel Geld ausstrahlte, dass es fast summt.

„Ist das Ihr Fahrzeug?“

„Kriminalpolizei Westerland.“

„Das sehe ich. Und es steht vor meiner Einfahrt. Seit einer halben Stunde.“

„Ich war im Laden.“

„Ja, offensichtlich.“ Sein Blick wanderte zu der Wasserflasche in ihrer Hand. „Während Ihr Auto meine Einfahrt blockiert. Ich habe um halb elf einen Termin in Kampen und muss meinen Wagen rausfahren.“

Marina betrachtete die Einfahrt. Zwischen dem Polizeiwagen und dem Torpfosten lagen gut und gerne anderthalb Meter Platz.

„Da passt ein SUV durch.“

„Es geht ums Prinzip.“

Natürlich tut es das.

„Ich fahre jetzt weg. Problem gelöst.“

„Und beim nächsten Mal hätte ich gerne, dass Ihre Leute nicht direkt vor meinem Grundstück parken. Das schreckt ab.“

„Was genau schreckt es ab?“

„Besucher. Gäste. Interessenten.“

Marina öffnete die Wagentür und legte die Wasserflasche auf den Beifahrersitz. Dann drehte sie sich noch einmal um. Der Mann stand auf seinem Grundstück wie auf einer Bühne, die Hände in den Jackentaschen, den Kinnwinkel zwanzig Grad über Normalnull.

„Herr ...?“

„Lütjens. Felix Lütjens.“

„Herr Lütjens, zweihundert Meter von Ihrem Grundstück ist eine Frau gestorben. Falls Ihnen in den letzten Tagen irgendetwas Ungewöhnliches aufgefallen ist – Personen, Fahrzeuge, Geräusche –, dürfen Sie sich gerne bei uns melden.“

Sie legte eine Visitenkarte auf seinen Friesenwall.

Er sah die Karte an, als hätte sie ihm einen toten Fisch hingelegt.

Marina startete den Motor und fuhr los. Im Rückspiegel sah sie Felix Lütjens, wie er die Karte mit zwei Fingern aufhob und zwischen Daumen und Zeigefinger hielt wie etwas Ansteckendes.

Ihr Handy vibrierte auf dem Beifahrersitz. Ole.

Sie nahm den Anruf über die Freisprechanlage an.

„Moin.“

„Moin. Hast du eine Minute?“

„Ich hab eine Dr. Alida Wagner. Historikerin aus Hamburg. War am Abend vor Telses Tod bei ihr und hat sich mit ihr gestritten. Lautstark. Um die Logbücher.“

Stille am anderen Ende. Drei Sekunden, die bei Ole einer stehenden Ovation gleichkamen.

„Wo steckt die Frau?“

„Das finden wir raus.“

Kapitel 6

Das Hotel Rungholt residierte am Ende einer Kiesauffahrt, die sich durch mannshohe Hecken wand wie ein Geheimnis, das man nur auf Einladung betreten durfte. Kampen zeigte sich von seiner diskreten Seite: kein Schild an der Straße, keine Leuchtreklame, nur ein schmiedeeisernes R an der Einfahrt, halb verborgen unter wildem Efeu. Wer hergehörte, fand den Weg. Alle anderen sollten gar nicht erst suchen.

Ole parkte den Dienstwagen zwischen einem Bentley und einem Tesla, die beide aussahen, als würden sie nie bewegt. Der Wind hatte aufgefrischt und zerzte an den Reetdachkanten des Hauptgebäudes. Drei Stockwerke norddeutsche Understatement-Eleganz: Klinkerfassade, weiße Sprossenfenster, Hortensien in Zinkwannen. Das Ganze sah aus wie ein friesisches Bauernhaus, das im Lotto gewonnen hatte und es nie zugeben würde.

Er zog seine Wollmütze tiefer, stieg aus und ging auf die Eingangstür zu.

Die Lobby empfing ihn mit dem Geruch von Leder, Bienenwachs und frisch geschnittenem Rittersporn, der aus einem Arrangement auf dem Tresen quoll. Warme Eichendielen, ein offener Kamin, in dem trotz der Jahreszeit ein Feuer schwelte, und Sessel, die so tief waren, dass man darin verschwand und nie wieder aufstehen wollte. Leise Musik – Jazz, irgendwas mit Klavier und einem Saxophon, das klang, als hätte es Heimweh.

An der Rezeption stand ein junger Mann in einem marineblauen Blazer, dessen Lächeln so makellos war, dass es in einem Katalog hätte stehen können.

„Willkommen im Rungholt. Haben Sie eine Reservierung?“

Ole legte seinen Dienstausweis auf den Tresen.

Das Lächeln verlor exakt eine Nuance.

„Ich bin hier, um mit einem Ihrer Gäste zu sprechen. Dr. Alida Wagner.“

„Dr. Wagner ist ... ich müsste kurz nachsehen, ob –“

„Sagen Sie ihr, die Kriminalpolizei Westerland würde sich über ein Gespräch freuen. Hier unten, in der Lobby. Zehn Minuten.“

Der junge Mann verschwand hinter einer Tür, die so leise ins Schloss fiel, als hätte sie Angst, jemanden zu stören.

Ole setzte sich nicht in einen der Ledersessel. Er stellte sich an das Panoramafenster, das den Blick auf eine gepflegte Gartenanlage freigab, hinter der sich die Heide bis zum Horizont zog. Ein Fasan stolzierte über den Rasen. In der Ferne die Silhouette des Kampener Leuchtturms, abgeschnitten vom tiefhängenden Grau des Himmels.

Zweihundertfünfzig Euro die Nacht, mindestens. Für eine Historikerin.

Er hatte auf der Fahrt hierher ein paar Dinge über Dr. Alida Wagner herausgefunden. Keno hatte schnell geliefert: Privatdozentin an der Universität Hamburg, Fachbereich Maritime Geschichte Norddeutschlands, Publikationsliste so lang wie sein Arm. Zwei Bücher über den Walfang, ein drittes in Arbeit. Keine Vorstrafen, keine Einträge. Sauber wie ein frisch gewischtes Deck.

Schritte auf den Eichendielen. Kein Zögern, kein Schlurfen. Ein Rhythmus, der sagte: Ich habe keine Zeit, und das hier ist ein Irrtum.

Ole drehte sich um.

Dr. Alida Wagner war eine schlanke Frau mit kurz geschnittenem, aschblondem Haar und einem Gesicht, das Freundlichkeit als optionale Zusatzleistung betrachtete. Sie trug eine schwarze Strickjacke über einer weißen Bluse, dazu eine schmale Brille mit silbernem Gestell, die sie wie einen Schutzschild vor sich hertrug. Vierzig, vielleicht ein, zwei Jahre jünger. Ihre Augen – klar, grau, analytisch – musterten Ole von den Stiefeln bis zur Wollmütze und kamen zu einem Ergebnis, das sie für sich behielt.

„Hauptkommissar Friesenkamp?“

„Moin.“

„Man sagte mir, es sei dringend.“

„Das kommt darauf an, was Sie mir erzählen.“

Sie setzte sich nicht. Blieb stehen, die Arme vor der Brust verschränkt, den Rücken zum Kamin. Das Feuer warf warme Schatten auf ihre Schultern, die sie nicht erreichten.

„Es geht um Telse Christiansen.“

„Offensichtlich.“

„Sie waren am Abend vor ihrem Tod bei ihr.“

„Das ist richtig.“

Keine Pause, kein Zögern, kein Flackern. Ole hatte im Lauf der Jahre gelernt, dass es zwei Sorten von Menschen gab, die sofort alles zugaben: die Unschuldigen und die sehr Klugen.

„Erzählen Sie mir davon.“

Dr. Wagner seufzte. Nicht dramatisch, eher so, wie man seufzt, wenn man zum dritten Mal erklären muss, warum der Himmel blau ist.

„Ich bin seit drei Wochen auf der Insel. Forschungsreise. Mein drittes Buch behandelt die Handelsrouten der Sylter Walfangkapitäne im achtzehnten Jahrhundert. Telse Christiansen besaß Originallogbücher aus dieser Zeit. Bordtagebücher, Frachtlisten, persönliche Aufzeichnungen. Material, das nirgendwo anders existiert.“

„Und sie wollte nicht.“

„Frau Christiansen war ...“ Dr. Wagner suchte nach einem Wort. Oder tat so, als suchte sie. „Frau Christiansen hatte eine sehr eigene Vorstellung davon, wem Geschichte gehört.“

„Nämlich?“

„Ihr. Nur ihr.“

Sie löste die Ärmel und griff in die Tasche ihrer Strickjacke. Zog ein Päckchen Pfefferminzbonbons hervor, wickelte eines aus und schob es in den Mund. Die Folie faltete sie zusammen und steckte sie zurück. Präzise, kontrolliert.

„Ich habe Frau Christiansen über Monate geschrieben. Höflich, sachlich, mit Empfehlungsschreiben der Universität. Sie hat nicht ein einziges Mal geantwortet. Also bin ich persönlich gekommen.“

„Und am Abend vor ihrem Tod haben Sie es ein letztes Mal versucht.“

„Ein vorletztes Mal, wenn man genau sein will. Ich war zweimal dort. Beim ersten Besuch, vor zwei Wochen, hat sie mich hereingelassen. Tee serviert, mir das Haus gezeigt. Die Logbücher lagen offen auf einem Sekretär im Obergeschoss. Sie hat mich hineinschauen lassen, wie man einem Kind ein Spielzeug zeigt, das es nicht haben darf. Dann hat sie gesagt, die Bücher bleiben, wo sie sind. Bei ihr. In der Familie.“

Ole bemerkte etwas in ihrer Stimme. Keine Trauer. Kein Mitleid. Etwas anderes.

„Und beim zweiten Mal?“

„Am Dienstagabend. Ich habe einen letzten Anlauf genommen. Ihr ein Angebot gemacht – die Universität hätte die Bücher digitalisiert und zurückgegeben. Kopien, nichts weiter. Kein Eigentumswechsel.“

„Und?“

„Sie hat Nein gesagt. Laut.“

„Der Streit.“

Dr. Wagners Mundwinkel zuckten. Kein Lächeln, eher die Andeutung eines Eingeständnisses.

„Frau Christiansen hat mich eine –“ Sie zitierte mit den Fingern. „– ‚gierige Festlandsschnepfe‘ genannt. Und mir gesagt, ihre Bücher gehören weder der Wissenschaft noch Hamburg noch sonst jemandem. Nur der Insel. Dann hat sie mich vor die Tür gesetzt.“

„Wann war das?“

„Gegen acht, halb neun. Danach bin ich direkt hierher gefahren. Die Dame an der Rezeption kann das bestätigen.“

Ole nahm sich einen Moment. Ließ den Blick durch die Lobby wandern. Ein Paar saß in den tiefen Sesseln am Fenster, Cappuccino und aufgeschlagene Zeitungen, unberührt von allem außer ihrem eigenen Wohlbefinden. Der junge Mann am Empfang polierte ein Weinglas und tat so, als hörte er nicht zu. Er hörte jedes Wort.

„Dr. Wagner, wie viel sind diese Logbücher wert?“

„Wissenschaftlich? Unschätzbar.“

„Und finanziell?“

Eine Pause. Die erste echte Pause in diesem Gespräch.

„Das hängt vom Käufer ab. Auf dem freien Markt, bei einer Auktion, mit der richtigen Herkunftsgeschichte? Sechstellig. Möglich.“

„Und für Ihre Karriere?“

Ihre Augen verengten sich. Ein Grad, kaum sichtbar.

„Meine Karriere steht nicht zur Debatte.“

„Alles steht zur Debatte, Dr. Wagner. Eine Frau ist tot.“

Stille. Das Knistern des Kamins. Das ferne Klirren einer Teetasse.

Dr. Wagner holte tief Luft und straffte die Schultern wie jemand, der sich auf eine lange Prüfung vorbereitet.

„Diese Logbücher würden mein Buch von einer akademischen Fußnote zu einem Standardwerk machen. Ja. Davon hängt meine Professur ab, meine

Forschungsfinanzierung, mein Ruf. Das alles ist wahr. Und nichts davon macht mich zur Mörderin."

„Das hat niemand behauptet."

„Noch nicht."

Sie sah ihn an. Direkt, unausweichlich, mit der Art von Intelligenz, die nicht einschüchtern will, aber es trotzdem tut.

„Ich bin Wissenschaftlerin, Herr Friesenkamp. Ich zerstöre meine Quellen nicht. Ich bewahre sie."

Ole schob die Hände in die Jackentaschen. Sein Daumen strich über das raue Innenfutter.

„Wo waren Sie am Mittwochmorgen zwischen fünf und acht?"

„Hier. Im Bett. Allein, falls das Ihre nächste Frage ist. Das Frühstücksbuffet öffnet um halb acht, ich war gegen Viertel vor da. Die Küche kann das bestätigen."

Viertel vor acht. Der Todeszeitpunkt lag irgendwo in genau diesem Fenster.

„Wir werden das überprüfen."

„Tun Sie das."

Ole nickte. Langsam, bedächtig, wie er es immer tat, wenn sein Kopf schneller arbeitete als sein Gesicht.

„Noch eine Frage. Hat Telse Christiansen am Dienstagabend irgendjemanden erwähnt, der sie bedroht hat? Jemanden, vor dem sie Angst hatte?"

Dr. Wagner schüttelte den Kopf. Dann hielt sie inne.

„Nein. Aber ..."

„Aber?"

„Sie hat etwas Seltsames gesagt. Als ich ging. An der Tür." Dr. Wagner runzelte die Stirn, als grübe sie das Zitat aus einer Schicht ihres Gedächtnisses. „Sie sagte: ‚Die Wahrheit kommt ans Licht, ob ich sie erzähle oder der Friedhof.‘ Ich habe es für Altersstarrsinn gehalten."

Ole spürte, wie sich etwas in seinem Nacken zusammenzog. Ein kaltes Kribbeln, das nichts mit dem Wetter zu tun hatte.

„Danke, Dr. Wagner. Bleiben Sie auf der Insel."

„Mein Rückflug geht am Montag."

„Verschieben Sie ihn."

Er setzte die Mütze auf, nickte dem jungen Mann an der Rezeption zu und ging hinaus in den Wind. Hinter ihm fiel die Tür des Rungholt ins Schloss, lautlos und endgültig wie ein zugeschlagenes Buch.

Der Fasan war verschwunden.

Kapitel 7

Der Besprechungsraum der Kripo Westerland roch nach kaltem Kaffee und dem Plastik neuer Möbel. Jemand hatte irgendwann die Fenster streichen lassen, ein mattes Grau, das bei jedem Wetter gleich trostlos wirkte. Marina saß auf der Schmalseite des Konferenztischs, die Hände um einen Becher geschlungen, der längst kalt geworden war. Vor ihr lagen die Fotos vom Tatort, aufgefächert wie ein makabres Kartenspiel. Telses lebloses Gesicht. Die steile Treppe. Der Sekretär mit dem Testament.

Ole kam herein, ohne zu klopfen. Jacke nass, Wollmütze in der Hand, das Gesicht vom Wind gerötet. Er warf die Mütze auf den Tisch und ließ sich auf den Stuhl neben Marina fallen.

„Kampen. Rungholt. Dr. Alida Wagner.“

„Und?“

„Kühl wie ein Nordseehering im Januar.“ Er rieb sich die Hände. „Sie gibt den Streit zu. Am Dienstagabend, gegen acht. Es ging um die Logbücher. Telse hat sie rausgeworfen.“

„Motiv?“

„Eine Professur. Forschungsgelder. Ihr ganzes akademisches Lebenswerk hängt an diesen Büchern. Sechsstelliger Wert auf dem freien Markt, sagt sie selbst.“

Marina drehte den kalten Becher zwischen den Handflächen. *Gier. Immer wieder Gier. Nur in unterschiedlicher Verpackung.*

„Alibi?“

„Dünn. Sagt, sie war ab halb neun im Hotel. Frühstück am nächsten Morgen gegen Viertel vor acht. Dazwischen: allein im Zimmer. Niemand, der das bestätigen kann.“

„Also ein Zeitfenster von fast zwölf Stunden.“

Ole nickte. „Aber da ist noch was.“ Er beugte sich vor, die Ellbogen auf den Knien. „Als sie ging, hat Telse etwas gesagt. An der Haustür. Wörtlich: ‚Die Wahrheit kommt ans Licht, ob ich sie erzähle oder der Friedhof.‘“

Marina stellte den Becher ab. „Der Friedhof?“

„St. Severin. Direkt um die Ecke von Telses Haus.“

„Was hat Wagner daraus gemacht?"

„Altersstarrsinn."

Marina schüttelte den Kopf. Telse Christiansen war vieles gewesen. Starrsinnig, stolz, eigenwillig. Aber nichts, was sie sagte, war ohne Grund.

Die Wahrheit kommt ans Licht, ob ich sie erzähle oder der Friedhof.

Die Tür ging auf, und Keno Thomsen schob sich rückwärts hindurch, in jeder Hand ein Laptop, unter dem Arm eine Rolle Ausdrucke. Sein rotes Haar stand in alle Richtungen, als hätte er die Nacht vor dem Bildschirm verbracht. Was vermutlich stimmte.

„Moin zusammen." Er ließ sich auf den Stuhl am Kopfende fallen und begann, einen der Laptops aufzuklappen. „Ich hab die Auswertungen fertig. Alles. Handydaten, Kreditkarten, Zellfunkmasten, Zeugenaussagen." Seine Finger flogen über die Tastatur. „Und ich hab Post vom Gerichtsmediziner. Die haben den Todeszeitpunkt eingegrenzt."

Marina richtete sich auf. „Wie eng?"

„Eng." Keno drehte den Laptop, sodass der Bildschirm zu ihr und Ole zeigte. Ein Zeitstrahl, farbcodiert, mit roten Markierungen. „Mittwochmorgen zwischen fünf Uhr dreißig und sechs Uhr fünfundvierzig. Die Körpertemperatur, die Leichenflecken, das Ausmaß der Totenstarre – alles passt zusammen. Der Gerichtsmediziner legt sich auf dieses Fenster fest. Fünf dreißig bis sechs fünfundvierzig."

Marina zog den Laptop näher. Siebzig Minuten. Das war präzise. Das war gut. Das war –

Sie sah die zweite Markierung auf dem Zeitstrahl. Blau. Daneben ein Name: Malte Erichsen.

„Keno, was ist das?"

Keno rollte die Ausdrucke auf dem Tisch aus. Kreditkartenabrechnungen, Screenshots von Mobilfunkdaten, zwei handschriftliche Zeugenaussagen auf Polizeivordrucken.

„Das ist das Problem." Er tippte auf die Kreditkartenabrechnung. „Malte Erichsen hat am Dienstagabend in der Sturmhaube an der Whiskymeile eine Rechnung von dreihundertzweiundsiebzig Euro aufgemacht. Erste Buchung um einundzwanzig Uhr siebenunddreißig. Letzte Buchung um drei Uhr vierzehn. Mittwochmorgen."

„Drei Uhr vierzehn." Marina blickte zu Ole. Er saß reglos, den Blick auf die Papiere geheftet.

„Seine Handyortung bestätigt das.“ Keno wischte über den Bildschirm. Eine Karte von Sylt erschien, darauf eine blaue Linie, die sich durch die Nacht zog wie die Spur eines betrunkenen Insekts. „Sein Telefon war durchgehend an der Funkzelle in Kampen eingeloggt. Von einundzwanzig Uhr zwölf bis ... hier.“ Er tippte auf einen Punkt. „Vier Uhr achtunddreißig. Da bewegt es sich nach Westerland. Zu seiner Pension.“

„Von Kampen nach Keitum wären es zehn Minuten mit dem Auto“, sagte Marina. „Er hätte um drei Uhr vierzehn seine letzte Runde bestellt, nach Keitum fahren, Telse die Treppe runterstoßen und zurück in die Pension sein können.“

Keno schüttelte den Kopf. „Hab ich auch gedacht. Deshalb die Zeugen.“ Er legte die zwei Aussagen nebeneinander. „Zeuge eins: Barkeeper der Sturmhaube. Kennt Erichsen vom Sehen, weil er regelmäßig kommt und regelmäßig große Reden schwingt. Sagt, Erichsen war bis kurz nach drei im Lokal und ist dann in ein Taxi gestiegen. Zeuge zwei: der Taxifahrer. Hat ihn um drei Uhr zweiundzwanzig vor der Sturmhaube eingesammelt und nach Westerland gebracht. Ankunft an der Pension gegen drei Uhr fünfundvierzig.“

Die Zahlen brannten sich in Marinas Kopf. Letzte Kreditkartenbuchung: 3:14. Taxi: 3:22. Pension: 3:45. Todeszeitpunkt: frühestens 5:30.

Knapp zwei Stunden dazwischen.

„Er hätte trotzdem noch mal losfahren können“, sagte sie. Ihre Stimme klang dünner, als ihr lieb war.

„Theoretisch.“ Keno zog die Schultern hoch. „Aber er hat keinen Mietwagen. Er ist mit dem Zug angereist. Sein Telefon loggt sich um vier Uhr achtunddreißig in die Funkzelle Westerland ein und bleibt dort bis – Moment –“ Er scrollte. „Bis neun Uhr zweiundfünfzig am nächsten Morgen.“

„Könnte das Handy in der Pension gelassen haben.“

„Könnte er. Dann müsste er aber nachts um vier ein Taxi genommen haben, nach Keitum, zurück, und kein Fahrer auf der Insel hat eine solche Fahrt in den Büchern. Ich hab alle drei Taxiunternehmen abgefragt.“ Keno breitete die Hände aus, eine Geste der Kapitulation. „Zu Fuß von Westerland nach Keitum, das sind zwölf Kilometer. In eine Richtung. Betrunkene, nachts, ohne Auto. Er müsste Usain Bolt sein.“

Stille. Nur das Brummen der Heizung und irgendwo im Gang ein Telefon, das niemand abnahm.

Ole lehnte sich zurück. Der Stuhl knarrte.

„Also sitzt unser Hauptverdächtiger zur Tatzeit in Kampen und kippt sich Whisky hinter die Binde.“

„Nicht nur irgendeinen Whisky.“ Keno grinste schief. „Lagavulin, sechzehn Jahre. Davon allein vier Gläser. Der Mann hat Geschmack, auch wenn er sich's nicht leisten kann.“

Marina hörte das Grinsen nicht. Sie starrte auf den Zeitstrahl, auf die Lücke zwischen Blau und Rot, die unüberbrückbar war. Dreihundertzweiundsiebzig Euro für Alkohol, während seine Großtante die Treppe hinuntergestoßen wurde.

Es passt nicht. Es passt einfach nicht.

„Wagner?“ fragte sie.

Keno schüttelte den Kopf. „Kein Handysignal aus Keitum in der fraglichen Nacht. Ihr Wagen ist ein Miet-Golf mit GPS-Tracker vom Verleiher. Laut Daten stand der ab zwanzig Uhr dreiundfünfzig auf dem Hotelparkplatz und hat sich nicht bewegt. Könnte zu Fuß gegangen sein, aber von Kampen nach Keitum sind das sieben Kilometer durch die Dunkelheit.“

„Also nicht unmöglich.“

„Nicht unmöglich. Aber auch nicht wahrscheinlich.“

Ole rieb sich den Nacken. Eine Geste, die Marina kannte. Sie bedeutete, dass er nachdachte. Langsam, gründlich, friesisch.

Das Telefon auf dem Konferenztisch schrillte. Marina nahm ab.

„Nissen.“

Lars Bentsens Stimme füllte den Raum, auch ohne Lautsprecher. Laut, gepresst, jedes Wort ein Nagel.

„Nissen, ich habe gerade den Bürgermeister am Apparat gehabt. Der Bürgermeister. Der will wissen, warum wir den Neffen einer toten alten Dame festhalten, während die Sylter Rundschau schon von Mordermittlungen im Kapitänsdorf schreibt. Haben Sie mir irgendwas Belastbares? Irgendwas?“

Marina sah Ole an. Ole sah auf den Zeitstrahl. Keno studierte den Tisch.

„Das Alibi von Erichsen ist solider als angenommen, Herr Bentsen. Wir müssen die Ermittlungsrichtung –“

„Ermittlungsrichtung? Sie haben keine Ermittlungsrichtung! Sie haben eine tote Rentnerin, einen Neffen mit Alibi und eine Historikerin mit einem Hotelzimmer. Das ist keine Ermittlung, das ist ein Blindflug!"

Die Leitung knackte. Bentsen atmete. Marina wartete.

„Nissen. Friesenkamp. Ich brauche Ergebnisse. Keine Theorien, keine Ahnungen, keine Grabsteininschriften. Ergebnisse. Bis Ende der Woche."

Die Leitung war tot.

Marina legte den Hörer in die Gabel. Langsam, präzise, als könnte sie damit die Kontrolle über den Fall zurücklegen.

Zurück auf Null.

Der Zeitstrahl leuchtete auf dem Bildschirm. Blau für Malte, der in Kampen trank. Weiß für Wagner, deren Golf auf dem Parkplatz schlief. Und dazwischen, in den frühen Morgenstunden zwischen fünf Uhr dreißig und sechs Uhr fünfundvierzig, eine leere, namenlose Lücke.

Jemand war bei Telse Christiansen gewesen. Jemand, der auf keinem Zeitstrahl auftauchte, auf keiner Kreditkartenabrechnung, an keiner Funkzelle. Jemand, der unsichtbar war.

Oder jemand, nach dem wir gar nicht gesucht haben.

Keno klappte den Laptop zu. Das Klicken hallte im stillen Raum.

„Und jetzt?"

Marina blickte auf die Tatortfotos. Telses Gesicht. Die Treppe. Der Sekretär. Das Testament vom Vortag, zu sauber, zu pünktlich.

„Jetzt", sagte sie, „fangen wir von vorne an."

Ole setzte seine Wollmütze auf und sagte nichts. Aber sein Blick, als er zur Tür ging, sagte genug.

Von vorne ist manchmal der einzige Weg nach vorn.

Kapitel 8

Der Hafen von Hörnum lag still. Kein Möwenschrei, kein Motorengeräusch, nur das leise Klatschen des Wassers gegen die Kaimauer und das rhythmische Ächzen der Festmacher an den Pollern. Die Abendsonne hing tief über der Nordsee, ein kupferner Fleck hinter Schleierwolken, und tauchte die Fischerboote und Ausflugsschiffe in ein mattes, rostfarbenes Licht.

Ole stand auf dem Deck der *Lille Fansen* und wickelte ein Tau um seine Hand. Nicht weil es nötig war. Weil seine Finger etwas zu tun brauchten.

Dreizehn Kilometer hatte er von Westerland hierhergefahren. Ohne Radio, ohne Telefon. Den Anruf von Rieke, seiner Frau, hatte er weggedrückt, und das Schuldgefühl darüber nagte an ihm wie die Nordsee an der Hörnum-Odde.

Er zog die Mütze tiefer.

Die *Lille Fansen* war kein Segelkutter im eigentlichen Sinne. Eher ein Wrack mit Ambitionen. Abblättrender blauer Lack, ein Mast, der bei Starkwind bedenklich schwankte, und ein Ruder, das man mit Liebe behandeln musste, wenn man nicht im Kreis fahren wollte. Sein Vater hatte das Boot Anfang der Achtziger gekauft, von einem Dänen, der behauptete, es sei „fast neu“. Es war damals schon dreißig Jahre alt gewesen.

Ole setzte sich auf die Backbordbank und streckte die Beine aus. Das Holz unter ihm gab nach, federnd, vertraut. Hier roch es nach Salz und Teer und feuchtem Segeltuch. Nach Kindheit. Nach den Sonntagsausflügen mit seinem Vater, der ihm beigebracht hatte, den Wind zu lesen, bevor er lesen konnte.

Zurück auf Null, hatte Marina gesagt.

Null. Das Wort schmeckte nach Niederlage.

Er lehnte den Kopf gegen die Reling und schloss die Augen. Bentsens Stimme hallte in seinem Schädel. Ergebnisse. Bis Ende der Woche. Vier Tage. Vier Tage, um einen Mörder zu finden, den sie nicht einmal suchten, weil sie nicht wussten, wo sie anfangen sollten.

Malte Erichsen saß in Kampen und trank Lagavulin, während seine Großtante starb. Dr. Wagner lag in ihrem Hotelbett und ihr Golf schlief auf dem Parkplatz. Und irgendjemand – jemand ohne Handy, ohne GPS-Tracker, ohne Kreditkarte – war in der Dunkelheit nach Keitum gefahren und hatte eine zweiundachtzigjährige Frau eine Treppe hinuntergestoßen.

Ole öffnete die Augen. Über ihm zog eine einzelne Silbermöwe ihre Kreise, lautlos, als hätte jemand den Ton abgestellt.

Kenos Daten waren sauber. Gründlich. Unanfechtbar. Der Junge verstand sein Handwerk, keine Frage. Funkzellen, GPS, Kreditkarten, Taxiunternehmen – er hatte das digitale Netz über die Insel geworfen und jeden Knotenpunkt abgeklopft. Und das Netz war leer geblieben.

Weil der Fisch nicht ins Netz gehört.

Ole richtete sich auf. Die Möwe war verschwunden.

Das Problem war nicht Kenos Technik. Die Technik fand, was Technik finden konnte. Handys. Autos. Kreditkarten. Spuren, die Menschen hinterließen, wenn sie sich in der modernen Welt bewegten.

Aber was, wenn jemand sich nicht in der modernen Welt bewegte?

Was, wenn jemand nachts über die dunklen Landstraßen fuhr, die er seit fünfzig Jahren kannte? Ohne Navi, weil er den Weg im Schlaf fand. Ohne Kreditkarte, weil er nirgends hielt. Ohne ein Handy, das ihn verriet, oder mit einem Handy, das brav zu Hause auf dem Nachttisch lag.

Jemand von hier.

Ole stand auf. Die *Lille Fansen* schaukelte leicht, als wolle sie ihm zustimmen. Er griff nach dem Seitensteg und hielt sich fest. Der Wind frischte auf, kam von Nordwest, trug den Geruch von Tang und offener See.

Auf Sylt lebten rund zwanzigtausend Menschen, und im Sommer quollen hunderttausend Touristen über den Hindenburgdamm. Kenos Netz fing die Touristen. Die Tagesbesucher, die Zweitwohnungsbesitzer, die Kampener Champagnertrinker. Die blinkten und summten und sendeten Daten bei jedem Schritt.

Die Alten nicht.

Ole kannte sie. Die Fischer, die mit fünfzehn auf See gegangen waren und mit siebzig immer noch jeden Morgen um vier aufstanden. Die Bauern, die kein Smartphone besaßen, weil sie das Wetter am Himmel ablesen konnten. Die Witwen in Keitum, die seit dem Tod ihrer Männer die Vorhänge nur

noch einen Spaltbreit öffneten und doch alles sahen, was auf der Straße passierte.

Die unsichtbaren Augen der Insel.

Er dachte an Enno Deichmann.

Zweiundsiebzig, verwittert wie ein Stück Treibholz, und so gesprächig wie ein Granitfelsen. Enno lag mit seinem Krabbenkutter drei Liegeplätze weiter. Ole konnte den Bug von hier aus sehen – die *Seeadler*, ein Name, der für das rostfleckige Boot zwei Nummern zu groß war. Enno fuhr noch dreimal die Woche raus, Krabben pulen, Krabben verkaufen, Touristen anknurren. Er verachtete die „Schickimickis“, die „Obrigkeit“ und im Grunde jeden, der nach 1960 auf die Insel gekommen war.

Aber er sah alles.

Ole wusste das, weil er Enno kannte, seit er ein Junge war. Sein Vater und Enno hatten zusammen auf Hering gefischt, bevor die Quote kam und die Kutter einer nach dem anderen still wurden. Enno hatte ihm beigebracht, wie man einen Palstek knotete, und ihm eine Ohrfeige verpasst, als er mit zwölf eine Zigarette im Hafen geraucht hatte.

Mit der Polizei redete Enno nicht. Grundsätzlich. Einmal hatte ein Beamter vom Festland versucht, ihn als Zeugen für einen Bootsdiebstahl zu befragen. Enno hatte ihn angesehen, als sei er Beifang, und kein Wort gesagt. Nicht aus Bosheit. Aus Prinzip. Polizei war Obrigkeit, und Obrigkeit ging Enno Deichmann nichts an.

Aber ich bin keine Obrigkeit.

Ole ließ das Seitenstag los. Seine Hand roch nach Rost und nassem Hanf.

Er war ein Insulaner. Geboren in der Friesenkliek, aufgewachsen in Westerland, getauft in St. Severin. Er sprach Söl'ring, wenn auch nicht so fließend wie sein Vater, und er wusste, dass man Enno Deichmann nicht mit Fragen kam. Man kam mit einer Flasche Köm und Zeit.

Er blickte zum Liegeplatz der *Seeadler*. Kein Licht an Bord. Ennos Gummistiefel standen an Deck, ordentlich nebeneinander, die Öffnungen nach unten gedreht gegen den Regen. Ein Zeichen, dass er morgen wieder rausfahren wollte.

Ole kletterte von der *Lille Fansen* und ging über den Steg zum Kai. Seine Schritte hallten auf den feuchten Holzbohlen. Der Wind pffte jetzt stärker, zerrte an seiner Jacke. Im Osten türmte sich eine Wolkenbank wie eine graue Mauer.

Er würde nach Hause fahren. Rieke anrufen. Sich bei ihr entschuldigen. Morgen früh, bevor die Sonne aufging, würde er im Eckladen in Hörnum eine Flasche Köm kaufen. Den guten, nicht den billigen. Dann würde er hierherkommen, sich neben Enno auf die Kaimauer setzen und warten.

Nicht als Hauptkommissar. Als Ole. Als Insulaner, der einem alten Fischer eine Flasche mitbrachte.

Kenos digitales Netz war leer.

Ole würde sein eigenes auswerfen.

Kapitel 9

Die Sonne stand blutrot über der Nordsee.

Ein breiter Streifen aus Rot und Orange lag auf dem Wasser, als hätte jemand flüssiges Kupfer über den Horizont gekippt. Darüber türmten sich Wolken in Violett und Anthrazit, aufgerissen an den Rändern, durchschossen von letztem Licht. An einem anderen Tag hätte Marina die Kamera gezückt. Hätte den Moment festgehalten, das Spiel aus Farbe und Vergänglichkeit. Hätte sich eingeredet, dass solche Abende der Grund waren, warum sie nach Sylt gekommen war.

Die Kamera lag im Auto. Unangerührt seit drei Tagen.

Marina ging am Saum der Brandung entlang. Die Schuhe durchweicht, die Hosenbeine nass bis zu den Knien. Sie hatte aufgehört, darauf zu achten. Das Wasser war kalt, und das war gut so. Es war das Einzige, was sie gerade spürte.

Der Weststrand lag verlassen. Die letzten Spaziergänger waren vor einer Stunde verschwunden, als der Wind gedreht hatte. Jetzt gehörte der Strand den Möwen und den Buhnen, die sich wie schwarze, verwitterte Finger ins Meer streckten. Gischt spritzte über ihre Köpfe und zerstäubte im Wind.

Bentsens Stimme klebte an ihr wie nasser Sand.

Zwei Stunden war das her. Zwei Stunden seit dem Telefonat, bei dem sein Tonfall von pragmatisch zu schneidend gewechselt hatte. „Nissen, ich habe mich für Sie und Friesenkamp aus dem Fenster gelehnt. Mordermittlung, Ressourcen, Überstunden. Und was bringen Sie mir? Einen Verdächtigen mit Alibi und eine Historikerin, die arrogant ist, aber kein Motiv hat. Das reicht nicht.“

Sie hatte geschwiegen.

„Die Presse wird unruhig. Der Bürgermeister ruft täglich an. Und Sie liefern mir nichts.“

Nichts.

Das Wort saß fest in ihrem Brustkorb wie ein Angelhaken.

Nichts.

Marina blieb stehen. Eine Welle rollte heran, umspülte ihre Stiefel, zog sich zurück und hinterließ ein Feld aus schimmerndem Schaum. Vor ihr erstreckte sich der Strand bis zum Horizont, eine endlose Linie aus Sand und Gischt und grauem Himmel. Kein Mensch. Kein Haus. Nur Wasser und Wind und das dumpfe Rauschen der Brandung.

Sie hatte sich genau das gewünscht, als sie Hamburg verlassen hatte. Weite. Stille. Einen Ort, an dem man die eigenen Gedanken hören konnte, ohne sie gegen den Lärm einer Millionenstadt anschreien zu müssen.

Jetzt hörte sie ihre Gedanken. Und sie waren laut.

Du hast den Fall nicht unter Kontrolle.

Marina drehte sich um und ging weiter, gegen den Wind. Salz brannte auf ihren Lippen. Eine Böe riss ihr das Haar ins Gesicht, und sie schob es mit dem Handrücken zurück, ohne den Schritt zu verlangsamen.

Malte war raus. Sein Alibi wackelte, aber es hielt, und sie spürte in ihrem Bauch, dass er zwar ein Erbschleicher war, aber kein Mörder. Dr. Wagner war unangenehm und besessen von den Logbüchern, doch Besessenheit war kein Beweis. Keno hatte jede Kamera, jede Handyortung, jeden digitalen Fußabdruck auf der Insel durchforstet. Sackgasse.

Und ihr Instinkt?

Der Instinkt, auf den sie sich in Hamburg verlassen hatte. Der ihr in sechs Jahren bei der Mordkommission Ergebnisse geliefert hatte, die keine Kriminaltechnik hätte finden können. Das feine Gespür für die falsche Geste, den halben Satz zu viel, das Zittern einer Unterlippe.

Wo warst du bei Telse Christiansen?

Marina blieb vor einer Bühne stehen. Der Pfahl war dick mit Muscheln bewachsen, scharf und zerklüftet. Wasser lief in Rinnsalen an ihm herab. Sie legte die Hand auf das raue Holz. Es war kalt und rau unter ihren Fingern.

In Hamburg hätte sie jetzt einen Kollegen angerufen. Einen aus der alten Truppe, jemanden, der ihr über den Fall reden ließ, bis sich die Teile von selbst zusammenfügten. Aber die alten Kollegen waren weit weg, und die meisten hatten aufgehört, sie zurückzurufen. Nicht aus Bosheit. Aus Vergessen. So schnell ging das, wenn man eine Stadt verließ. Man wurde zur Anekdote. Zur ehemaligen Kollegin, die auf eine Insel gezogen war, weil ihre Ehe in die Brüche gegangen war.

Weil du weggelaufen bist.

Sie zog die Hand zurück. Muschelkalk unter den Nägeln.

Der Himmel über dem Meer hatte das Kupfer verloren. Was blieb, war ein dünner Streifen Gelb am Horizont, eingeklemmt zwischen schwarzem Wasser und schwerer Wolkendecke. Dahinter sank die Sonne in die See, und die Dunkelheit kroch vom Osten heran wie eine langsam steigende Flut.

Genau so hatte sich ihr Umzug angefühlt. Am Anfang leuchtend, voller Versprechen. Die raue Schönheit der Insel, die Stille der Heide, das Gefühl, endlich atmen zu können. Und jetzt stand sie hier, mit nassen Schuhen und einem Fall, der sich nicht lösen ließ, und die Weite um sie herum fühlte sich an wie eine geschlossene Faust.

Zu viel Himmel. Zu wenig Boden.

In Hamburg war sie eine von vielen gewesen. Eine Ermittlerin unter hunderten, Teil eines Apparats, der funktionierte, auch wenn sie einen schlechten Tag hatte. Hier war sie Marina Nissen, die Zugezogene, die sich beweisen musste. Jeden Tag. Bei jedem Fall.

Und sie hatte nichts.

Ihr Handy vibrierte in der Jackentasche. Sie zog es heraus. Oles Name auf dem Display. Sie starrte darauf, während die Brandung um ihre Füße gurgelte.

Was sollte sie ihm sagen? Dass sie nicht weiterwusste? Dass der Fall sie auffraß und sie keine Ahnung hatte, wer eine alte Frau eine Treppe hinuntergestoßen hatte?

Das Vibrieren hörte auf.

Marina steckte das Handy zurück in die Tasche.

Sie ging weiter. Der Sand wurde schwerer unter ihren Stiefeln, nasser, dunkler. Die Buhnen warfen lange Schatten, die ins Meer zeigten wie Uhrzeiger, die auf eine Stunde deuteten, die niemand lesen konnte.

Irgendwo hinter ihr stand ihr Auto. Dahinter Westerland, die Dienststelle, der Aktenstapel, Bentsens Ungeduld.

Vor ihr lag das Meer. Grau und gleichgültig und ohne Antworten.

Du hast einen Fehler gemacht.

Die Frage war nur welchen.

Kapitel 10

Der Hafen von Hörnum lag im letzten Licht des Tages wie ein vergessenes Foto aus einer anderen Zeit. Rostige Poller, Netze über Holzgestelle gespannt, das leise Klatschen von Wasser gegen Schiffsrümpfe. Ole parkte den Wagen am Ende der Hafenmole und stellte den Motor ab. Durch die Windschutzscheibe sah er den Kutter, den er suchte. Die *Frieda III*. Blauer Rumpf, abblättrender Lack, ein Aufbau, der schon vor zwanzig Jahren seine besten Tage hinter sich gehabt hatte.

An Deck bewegte sich eine Gestalt. Langsam, gebeugt, mit der Routine von fünfzig Jahren auf See.

Ole griff auf den Beifahrersitz. Die Flasche Köm lag in einer Papiertüte. Klarer Kümmelschnaps aus Bredstedt, die gute Sorte, nicht der Touristenkram aus den Souvenirläden in Westerland. Er hatte lange überlegt, welche Marke. Bei Enno Deichmann entschieden solche Details.

Die Planken der Mole federten unter seinen Schritten. Diesel lag in der Luft, vermischt mit Tang und dem scharfen Geruch nach Fisch, der sich in jeden Riss des Hafenholzes gefressen hatte. Möwen hockten auf den Dalben und beobachteten ihn mit schrägem Kopf. Eine von ihnen stieß einen heiseren Schrei aus, als er an ihr vorbeiging. Willkommensgruß oder Warnung – bei Möwen konnte man das nicht unterscheiden.

„Moin, Enno.“

Der alte Fischer hob den Kopf. Siebzig Winterstürme hatten ihr Werk an diesem Gesicht verrichtet. Tiefe Furchen, braun wie gegerbtes Leder, unter einer Schirmmütze, deren ursprüngliche Farbe nicht mehr zu bestimmen war. Ennos Augen musterten Ole, dann die Papiertüte in seiner Hand, dann wieder Ole. Nicht feindselig. Abwartend.

„Friesenkamp.“

Kein Moin zurück. Nur der Nachname, ausgesprochen wie eine Feststellung. *Du bist also da. Mal sehen, was du willst.*

Ole deutete auf die Reling. „Darf ich?“

Enno zuckte mit einer Schulter. Das war so nah an einer Einladung, wie man bei ihm kommen konnte. Ole schwang sich über die niedrige Bordwand

auf das Deck. Unter seinen Füßen knarrte Holz, das Jahrzehnte von Salzwasser aufgesogen hatte. Netze lagen in ordentlichen Haufen neben der Winde, frisch geflickt. Die Arbeit eines Mannes, der nichts anderes kannte.

Ole stellte die Papiertüte auf die Sitzbank neben dem Steuerhaus und zog die Flasche heraus. Ennos Blick streifte das Etikett. Ein kurzes Aufflackern in den wässrig blauen Augen. Dann wandte er sich ab und verschwand im Aufbau. Er kam mit zwei Gläsern zurück. Dickwandig, milchig, die Art Gläser, die man nicht spülte, sondern ausrieb. Er stellte sie wortlos auf die Bank.

Ole schraubte die Flasche auf und goss ein. Der klare Schnaps roch nach Kümmel und nach etwas, das sich nicht benennen ließ. Nach Norden vielleicht. Nach kurzen Tagen und langen Nächten.

Enno nahm sein Glas, hob es einen Zentimeter, und trank. Ole tat es ihm gleich. Der Köm brannte warm den Hals hinunter.

Dann schwiegen sie.

Das Wasser gluckste unter dem Rumpf der *Frieda III*. Irgendwo am anderen Ende des Hafens schlug ein Seil gegen einen Mast, ein metallisches Klingen im Rhythmus der Dünung. Die Sonne war jetzt weg. Der Himmel über Hörnum hatte die Farbe von Blei, und im Süden, wo die Odde ins Meer bröckelte, flammte das Leuchtfeuer auf. Alle fünf Sekunden. Ein stiller Puls.

Ole lehnte sich gegen das Steuerhaus. Er sagte nichts. Fragte nichts. Stattdessen beobachtete er, wie Enno mit grobknotigen Fingern einen Spleiß an einem Tampen nachbesserte. Routinierte Bewegungen, die keinen Blick brauchten. Hände, die dachten.

Nach dem dritten Glucksen des Wassers unter dem Bug schenkte Ole nach. „De Wind dreeht“, sagte Enno, ohne aufzublicken.

„Nordwest morgen.“

„Hmm.“

Wieder Stille. Aber eine andere Stille als vorher. Weicher. Das zweite Glas tat seine Wirkung.

Ole drehte sein Glas zwischen den Fingern. „Ich war lange nicht mehr draußen. Die *Lille Fansen* liegt seit drei Wochen nur rum.“

Ennos Hände hielten inne. „Dreck am Rumpf?“

„Dreck im Kopf. Zu viel Arbeit.“

Ein Geräusch, das ein Lachen hätte sein können, wenn es aus einem anderen Gesicht gekommen wäre. „Arbeit“, wiederholte Enno, als schmeckte das Wort schal.

„Die Sache in Keitum“, sagte Ole. Keine Frage. Eine Feststellung, hingelegt wie ein Köder auf dem Wasser.

Ennos Kiefer mahlte. Er griff nach dem Glas. Trank. Stellte es ab.

„Das geht mich nichts an.“

„Geht keinen was an. Bis es einen doch angeht.“

Der alte Fischer blickte zum Leuchtfeuer. Fünf Sekunden Dunkelheit. Dann der Blitz. Fünf Sekunden Dunkelheit.

„Ich rede nicht mit der Polizei.“

„Tust du gerade auch nicht.“ Ole hob die Flasche. „Du trinkst mit einem Nachbarn.“

Ennos Augen verengten sich. Er musterte Ole von der Mütze bis zu den Stiefeln. Ole hielt dem Blick stand. Nicht herausfordernd, nicht bittend. Gerade. Wie man einem Mann ins Gesicht sah, den man respektierte.

„Du bist Harm Friesenkamps Jung.“

„Bin ich.“

„Dein Vadder war in Ordnung.“

Ole nickte. „War er.“

Enno streckte sein Glas hin. Ole goss ein. Diesmal trank Enno langsamer. Zog die Luft durch die Zähne. Dann legte er den Spleiß beiseite und verschränkte die Arme über der geflickten Ölhaut seiner Jacke.

„Ich war an dem Abend draußen. Dienstag. Bin gegen neun rein. Da war schon dunkel.“

Ole bewegte sich nicht. Atmete gleichmäßig. Der Köder lag im Wasser.

„Von der See her sieht man die Straße nach Keitum. Wenn man weiß, wo man hinschaut.“ Ennos Stimme war ein tiefes Brummen, wie der Motor eines alten Kutters im Leerlauf. „Ich hab den Mietwagen gesehen. Silber. Den von dieser Professorenfrau aus Hamburg. Gegen halb acht war das. Richtung Keitum.“

Ole trank einen Schluck. Ließ die Pause stehen.

„Und dann?“

„Dann nichts. Bin weitergefahren. Netze einholen.“ Ennos Blick wanderte zum Horizont, wo die Dunkelheit das Meer verschluckte. „Aber als ich

reinkam, kurz nach neun, da stand noch ein Auto vor dem Christiansen-Haus. Nicht der Silberne. Der war weg."

„Was für ein Auto?"

„Dunkler Kombi. Neueres Modell. Ich kenn das Auto." Enno kratzte sich unter der Mütze. „Das ist vom Dokter Jensen."

Ole spürte, wie sich etwas in seiner Brust zusammenzog. Ein feines Ziehen, wie ein Faden, an dem jemand ruckte. Er ließ sich nichts anmerken.

„Jensen?"

„Arfast Jensen. Der Inselarzt." Enno schnaubte. „Ich geh nicht zum Arzt. Aber ich kenn seine Karre. Der parkt doch jeden Morgen vor seiner Praxis in Keitum, auf demselben Fleck. Kann man die Uhr nach stellen."

„Und der stand vor Telses Haus?"

„Direkt davor. Auf der Straße, nicht in der Einfahrt. Als wenn er nicht lange bleiben wollte."

Ole drehte das Glas in seiner Hand. Das Leuchtfeuer blitzte über Ennos Gesicht, und für einen Moment sah der alte Fischer aus wie eine Skulptur aus Treibholz und Schatten.

„Das ist komisch", sagte Ole. Betont beiläufig. „Jensens Praxis liegt doch ganz woanders. Was macht der abends vor Telses Haus?"

Enno hob beide Schultern und ließ sie fallen. Eine Geste, die alles und nichts bedeutete.

„Er wird schon seine Gründe haben."

Er griff nach dem Tampen und arbeitete weiter am Spleiß. Für ihn war das Gespräch beendet.

Ole blieb sitzen. Er starrte auf die Flasche Köm, die jetzt halb leer war, und auf das Leuchtfeuer, das seinen stummen Rhythmus schlug. Fünf Sekunden Licht. Fünf Sekunden Dunkelheit.

Jensens Auto. Vor Telses Haus. Abends.

Es war kein Beweis. Es war nicht einmal ein Verdacht. Es war ein Riss. Haarfein, fast unsichtbar, in einer Fassade, die bisher makellos gewesen war.

Dr. Arfast Jensen. Der fürsorgliche Inselarzt, der am Tatort mit ruhiger Stimme von Schwindelanfällen und steilen Treppen gesprochen hatte. Der Ole väterlich die Hand auf die Schulter gelegt hatte. Der alles erklärt und nichts zu verbergen gehabt hatte.

Warum warst du dort, Arfast?

Hinter ihm knarrte die *Frieda III* in ihren Festmachern. Das Wasser stieg. Flut.

Ole schraubte die Flasche zu und stand auf.

„Danke für das Gespräch, Enno.“

Der alte Fischer brummte etwas, ohne aufzublicken. Erst als Ole schon auf der Mole stand, rief er ihm nach.

„Friesenkamp.“

Ole drehte sich um.

„Den Köm lass hier.“

Kapitel 11

Der Kaffee in der Dienststelle schmeckte nach verbranntem Plastik und Resignation. Marina trank ihn trotzdem. Dritte Tasse seit halb acht. Das Fluoreszenzlicht summte über ihrem Schreibtisch wie eine müde Fliege, und durch das gekippte Fenster drückte der Wind den Geruch von Pommes und Salzwasser herein. Westerland am Vormittag.

Ole saß ihr gegenüber, die Beine ausgestreckt, die Wollmütze ins Genick geschoben. Er hatte die Arme verschränkt und diesen Ausdruck im Gesicht, den sie inzwischen kannte. Eine Mischung aus sturer Ruhe und etwas anderem, das unter der Oberfläche arbeitete.

Er hatte ihr von Enno Deichmann erzählt. Nüchtern, ohne Ausschmückung. Jensens Auto vor Telses Haus. Dienstagabend, kurz nach neun.

Marina drehte den Pappbecher zwischen den Fingern.

„Ein pensionierter Krabbenfischer, der bei Dunkelheit von seinem Kutter aus ein Auto erkannt haben will.“

„Enno Deichmann erkennt einen Seehund auf dreihundert Meter Entfernung. Bei Nebel.“

„Das ist ein Seehund, Ole. Kein dunkler Kombi.“

Ole zuckte mit den Schultern. Eine Geste, die bei ihm mehr wog als bei anderen Leuten ein seitenlanger Vortrag. Er griff nach seinem eigenen Kaffee, roch daran und stellte ihn wieder ab.

„Ich war heute Morgen in Keitum“, sagte er. „Im Café Seeblick. Da saß ein Pärchen am Nebentisch, Mitte fünfzig, die gleichen Outdoorjacken, brandneu. Er hat ihr zwanzig Minuten lang erklärt, dass die Reetdächer hier aus Elefantengras sind und dass die Friesen damit ursprünglich ihre Wikingerschiffe isoliert haben.“

Marina verschluckte sich an ihrem Kaffee.

„Wikingerschiffe.“

„Isoliert.“ Ole nickte bedächtig. „Sie hat alles fotografiert. Auch den Salzstreuer.“

„War der auch aus Elefantengras?“

„Porzellan. Mit einem Leuchtturm drauf.“ Er wischte sich über den Mundwinkel. Dann wurde sein Blick wieder ernst, und der kurze Moment der Leichtigkeit verdampfte wie Gischt auf heißem Stein. „Marina. Ich weiß, wie das klingt. Aber Enno hat keinen Grund zu lügen. Und er hat auch keinen Grund, sich für die Polizei einen Gefallen auszudenken.“

Sie lehnte sich zurück. Der Stuhl quietschte.

Jensen.

Sie rief sich sein Gesicht in Erinnerung. Am Tatort, in der Tür des Kapitänshauses. Die warme Stimme, die ruhigen Hände. Die Art, wie er Ole die Hand auf die Schulter gelegt hatte, als gehörte er zur Familie. Der Mann, der alles erklärt hatte, bevor jemand eine Frage stellte.

Vielleicht genau deshalb.

„Du denkst, der Inselarzt, den hier jeder kennt und respektiert, hat etwas mit Telses Tod zu tun? Weil sein Auto abends vor ihrem Haus stand?“

„Ich denke gar nichts. Ich sage, dass sein Auto dort stand und dass er das nicht erwähnt hat.“

Marina rieb sich die Schläfe. Ole hatte recht. Jensen hatte sich am Tatort verhalten wie ein besorgter Freund der Familie. Er hatte über Schwindelanfälle gesprochen, über die steile Treppe, über Telses fragile Gesundheit. Was er nicht erwähnt hatte: dass er am Abend vor ihrem Tod bei ihrem Haus gewesen war.

Wenn er dort war.

Wenn ein alter Fischer mit schlechten Augen und einer Flasche Köm intus sich nicht einfach im Auto geirrt hatte.

Aber Oles Instinkt hatte sie schon auf Fährten gebracht, die sie allein nie gefunden hätte. Er kannte diese Insel und ihre Menschen wie die Linien seiner Handflächen. Wenn etwas an Jensens Fassade nicht stimmte, würde Ole es spüren, lange bevor sie es sah.

„Gut.“ Sie griff zum Telefon. „Dann reden wir mit ihm.“

Die Nummer der Praxis war schnell gefunden. Es klingelte dreimal, dann meldete sich eine Frauenstimme, hell und freundlich, mit dem geschliffenen Ton einer Sprechstundenhilfe, die täglich zwischen besorgten Patienten und ungeduldigem Terminkalender navigierte.

„Praxis Dr. Jensen, guten Morgen, was kann ich für Sie tun?“

„Hier spricht Hauptkommissarin Nissen von der Kriminalpolizei Westerland. Ich würde gern einen Termin mit Dr. Jensen vereinbaren. Heute noch, wenn möglich.“

Kurze Stille. Das Klappern einer Tastatur.

„Oh, das tut mir leid, Frau Nissen. Der Doktor ist gerade bei einem Notfall auf der Insel unterwegs. Und sein Terminplan ist bis übermorgen komplett voll. Sie wissen ja, die Grippewelle macht auch vor Sylt nicht halt.“ Ein bedauerndes Lachen. „Soll ich ihm etwas ausrichten?“

„Es geht um eine Befragung im Rahmen einer Ermittlung. Keine Routinesache.“

Wieder das Klappern. Dann ein Seufzen, das professionelles Mitgefühl ausstrahlte.

„Ich verstehe das natürlich. Aber der Doktor hat heute wirklich keinen freien Moment. Ich notiere mir Ihren Namen und Ihre Nummer, und er meldet sich, sobald er kann.“

Marina diktierte die Nummer und legte auf. Sie blickte zu Ole.

„Abgeblockt. Freundlich, aber effektiv.“

Ole nickte. Sein Gesicht verriet nichts.

Sie stand auf, ging zum Fenster. Draußen schob der Wind eine Plastiktüte über den Parkplatz. Ein Möwenpaar stritt sich auf einem Laternenmast um etwas Undefinierbares. Ein paar Minuten einfach nur schauen.

Dann klingelte ihr Handy. Unbekannte Nummer mit Sylter Vorwahl.

„Nissen.“

„Frau Nissen, hier ist Arfast Jensen.“ Die Stimme klang warm, offen, mit diesem ruhigen Timbre, das Patienten seit Jahrzehnten Vertrauen einflößte. „Meine Sprechstundenhilfe sagte mir, Sie hätten angerufen. Entschuldigen Sie die Verzögerung, ich war bei einer Hausvisite in List.“

„Dr. Jensen, danke für den Rückruf. Wir haben eine kurze Nachfrage im Rahmen unserer Ermittlungen zum Tod von Telse Christiansen.“

„Natürlich. Alles, was ich tun kann.“ Eine Pause, gerade lang genug, um Nachdenklichkeit zu signalisieren. „Arme Telse. Ich denke noch oft an sie.“

Marina setzte sich auf die Schreibtischkante. Ole hatte den Kopf schief gelegt und hörte zu, obwohl er nur ihre Seite des Gesprächs mitbekam.

„Wir haben einen Hinweis, dass Ihr Fahrzeug am Dienstagabend, also am Abend vor dem Auffinden der Leiche, vor dem Haus von Frau Christiansen gesehen wurde. Gegen neun Uhr abends.“

Stille. Nicht lang. Drei, vier Herzschläge.

Dann ein leises Lachen. Nicht nervös. Nicht gekünstelt. Das Lachen eines Mannes, dem gerade etwas Offensichtliches eingefallen war.

„Ja, natürlich. Das war ich. Ich war auf dem Weg zu einem Patienten in der Munkmarscher Straße, einem Herrn Brodersen. Rezeptverlängerung für seine Blutdruckmedikation. Der arme Mann ist nicht mehr mobil, da bringe ich das persönlich vorbei. Telses Haus liegt ja praktisch auf dem Weg.“ Er machte eine Pause. „Ich habe kurz überlegt anzuhalten, um nach ihr zu sehen. Aber es war spät, und bei Telse brannte kein Licht mehr. Da wollte ich sie nicht stören.“

Die Worte flossen mühelos. Keine Hektik, kein Zögern, keine Lücken.

„Können Sie mir den Namen des Patienten noch einmal nennen?“

„Brodersen. Heinrich Brodersen. Munkmarscher Straße 14. Er wird Ihnen das bestätigen.“

„Danke, Dr. Jensen. Das war alles für den Moment.“

„Immer gerne, Frau Nissen. Und wenn Sie sonst noch etwas brauchen, zögern Sie nicht. Telse war mir wichtig. Ich möchte, dass die Sache aufgeklärt wird.“

Er legte auf.

Marina starrte das Telefon an. Dann Ole.

„Rezept für einen Patienten. Auf dem Weg. Hat nicht angehalten, weil kein Licht brannte.“

Ole sagte nichts. Er saß da wie ein Findling, der seit Jahrhunderten an derselben Stelle lag und den Gezeiten beim Kommen und Gehen zusah.

„Das ist wasserdicht, Ole. Wir können es überprüfen, und es wird stimmen. Ein Hausbesuch bei einem immobilen Patienten. Kein Richter der Welt würde da auch nur mit der Wimper zucken.“

Ole zog die Mütze tiefer in die Stirn.

„Genau das stört mich.“

Marina wartete.

„Es ist zu glatt. Er hat nicht eine Sekunde gezögert.“

„Oder er hat eine einfache Erklärung, weil es eine einfache Erklärung gibt.“

Ole stand auf. Langsam, wie ein Mann, der weiß, dass Eile nichts bringt. Er ging zur Tür, blieb stehen, drehte sich um.

„Weißt du, was mein Vater immer gesagt hat? Wenn ein Frieze dir zu schnell antwortet, hat er die Antwort schon vorher zurechtgelegt.“

Er ging. Die Tür fiel ins Schloss.

Marina blieb auf der Schreibtischkante sitzen. Draußen heulte der Wind um die Ecke der Dienststelle. Die Möwen auf dem Laternenmast waren verschwunden.

Zu glatt.

Sie griff nach ihrem Kaffee. Kalt. Schmeckte nach gar nichts mehr.

Auf ihrem Notizblock stand Jensens Name, eingerahmt von einem Kreis, den sie unbewusst gezogen hatte. Sie starrte darauf, bis die Buchstaben verschwammen.

Dann riss sie die Seite ab, faltete sie zusammen und steckte sie in ihre Jackentasche.

Kapitel 12

Die Sonne hing tief über Keitum, ein bleicher Fleck hinter Schleierwolken, der den Himmel in ein fahles Kupfer tauchte. Ole parkte den Wagen am Straßenrand, unterhalb der Kirche. Er hatte seiner Frau gesagt, er müsse noch etwas erledigen. Keine Lüge. Nur nicht die ganze Wahrheit.

Der Motor brummte noch leise vor sich hin. Ole blieb sitzen, beide Hände am Lenkrad. Durch die Windschutzscheibe sah er die Silhouette von St. Severin, den gedrungenen Turm aus rotem Backstein, der seit achthundert Jahren über die Gräber der Keitumer wachte. Dahinter das Watt, eine endlose Fläche aus Grau und Silber im letzten Tageslicht.

Was suchst du hier?

Er wusste es nicht. Nicht wirklich. Aber etwas zerrte an ihm, seit Tagen, wie ein Angelhaken, der sich in seinem Denken verfangen hatte.

Er stieg aus. Der Abendwind trug den Geruch von Tang und feuchter Erde herüber. Kein Mensch auf der Straße. Die Touristen saßen in den Restaurants, die Einheimischen hinter zugezogenen Gardinen.

Das schmiedeeiserne Tor zum Friedhof stand offen. Es stand immer offen. In Keitum verschloss man die Toten nicht.

Ole ging den Kiesweg entlang, vorbei an den neueren Gräbern mit ihren polierten Granitplatten und den symmetrisch gepflanzten Stiefmütterchen. Weiter hinten, wo die alten Linden ihre knorrigen Äste über den Weg streckten, begannen die historischen Grabsteine. Die sprechenden Steine, wie die Keitumer sie nannten. Grabplatten aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, aufrecht stehend, manche mannshoch, bedeckt mit Inschriften, die mehr erzählten als jede Chronik.

Kapitäne, Walfänger, Reeder. Ihre Frauen, die jahrelang auf die Rückkehr warteten und oft genug vergeblich. Kinder, die den Vater nie kennenlernten. Jeder Stein ein ganzes Leben, zusammengepresst in ein paar Zeilen.

Ole kannte sie alle. Als Junge hatte er hier gespielt, zwischen den Steinen Verstecken, bis seine Mutter ihn am Ohr nach Hause zerrte. Später, als Jugendllicher, hatte er die Inschriften gelesen und sich vorgestellt, wie es gewesen sein musste, auf einem Walfänger durch die Arktis zu segeln. Noch

später, als Polizist, hatte er gelernt, dass die Vergangenheit dieser Insel nie wirklich vergangen war.

Er blieb vor dem Christiansen-Grabstein stehen.

Der Stein war groß, aus dunklem Granit, der über die Jahrhunderte eine Patina aus Flechten und Moos angesetzt hatte. Oben ein Relief: ein Dreimaster unter vollen Segeln, darüber die Sonne und ein Kreuz. Darunter die Inschrift für Kapitän Hark Christiansen, geboren 1798, gestorben 1847, auf See geblieben.

Ole las die Worte, die er schon hundertmal gelesen hatte:

Die Braderup war dein Leben, der Himmel ist nun dein Hafen.

Darunter, kleiner, für seine Frau Elke Christiansen, geboren 1802, gestorben 1877:

Hier ruht die, die den Frieden suchte, den andere ihr nahmen – und die Wahrheit sah, wo man sich Freunde nannte.

Ole sprach die Worte leise nach. Sie rollten über seine Zunge wie Kieselsteine.

Die Wahrheit sah, wo man sich Freunde nannte.

Dreißig Jahre hatte Elke Christiansen ihren Mann überlebt. Dreißig Jahre, in denen sie allein in Keitum saß, während ihr Haus verfiel und das Vermögen verschwunden war. Dreißig Jahre, um diese Zeilen zu formulieren, die auf den ersten Blick wie fromme Trauerpoesie klangen. Auf den zweiten Blick waren sie eine Anklage.

Ole wandte sich um. Drei Reihen weiter, halb verborgen hinter einer ausladenden Taxushecke, stand der Jensen-Stein. Größer als der der Christiansens, und gepflegter. Jemand legte hier regelmäßig frische Blumen nieder. Heidekraut, akkurat arrangiert.

Er trat näher. Las:

*Kapitän Boyke Jensen. 1795–1862. Kapitän und Freund in schwerer See.
Freund in schwerer See.*

Ole starrte auf die Buchstaben. Das Moos hatte sich in die Rillen der Gravur gefressen, aber die Worte waren lesbar. Deutlich. Unmissverständlich.

Freund.

Er ging zurück zum Christiansen-Stein.

Wo man sich Freunde nannte.

Hin. Her. Zwei Grabsteine, fünfzig Meter voneinander entfernt. Zwei Kapitänsfamilien, deren Geschichten sich überkreuzten wie die Tauen eines Schiffes.

Boyke Jensen, Freund in schwerer See. Elke Christiansen, die die Wahrheit sah, wo man sich Freunde nannte.

Die alte Frau hatte etwas gewusst. Dreißig Jahre lang hatte sie gewusst, und niemand hatte ihr geglaubt. Also hatte sie es in Stein meißeln lassen. Das Einzige, was überdauern würde.

Telse hat es auch gewusst.

Ole spürte, wie sich etwas in seinem Kopf verschob. Nicht wie ein Blitz, nicht wie eine plötzliche Erkenntnis. Eher wie eine Schublade, die sich zentimeterweise öffnete.

Er ging zurück zu Hark Christiansens Grab und kniete sich hin. Die Knie protestierten. Er ignorierte es. Mit den Fingern fuhr er über die Inschrift, kratzte Moos aus den Buchstaben.

Die Braderup war dein Leben, der Himmel ist nun dein Hafen.

Die Braderup. Ein Schiffsname. Jeder Kapitän benannte sein Schiff, und die Namen standen auf den Grabsteinen. Das war Tradition. Die *Fortuna*, die *Junger Sylt*, die *Nordstern*. Und eben die *Braderup*.

Ole richtete sich auf. Er wischte sich die Finger an der Hose ab.

Die Braderup.

Das Wort hallte in seinem Kopf nach. Einmal. Zweimal. Dann riss etwas auf.

Die Braderup war kein zufälliger Name. Kapitäne benannten ihre Schiffe nach dem, was ihnen heilig war. Nach ihren Frauen, ihren Kindern, ihren Heimatorten.

Braderup.

Ein Ort auf Sylt. Östlich von Keitum, an der Wattseite der Insel. Die Braderuper Heide mit dem sanften Übergang ins Wattenmeer. Heidekraut und Salzwiesen und dahinter das endlose Grau des Watts, durchzogen von Prielen, die sich bei Ebbe wie dunkle Adern durch den Schlick zogen.

Ole stand da, eine Hand am kalten Granit. Um ihn herum wurde es still. Kein Wind. Kein Vogelruf. Nur sein eigener Atem und das ferne, kaum hörbare Rauschen der See.

Das Foto.

Es traf ihn wie eine Welle, die man nicht kommen sah. Auf Telses Sekretär, zwischen den Papieren und dem gefälschten Testament, hatte ein gerahmtes Foto gestanden. Kein Familienbild. Kein Porträt. Eine Landschaftsaufnahme. Er hatte es gesehen, registriert und beiseitegeschoben, weil es nichts mit dem Fall zu tun hatte.

Aber er erinnerte sich. Ein Foto der Braderuper Heide. Aufgenommen bei Ebbe, mit dem Watt im Hintergrund. Ein alter Schwarz-Weiß-Abzug in einem Rahmen aus Treibholz.

Warum hatte Telse ein Foto der Braderuper Heide auf ihrem Sekretär?

Nicht auf dem Kaminsims, nicht an der Wand zwischen den anderen Bildern. Auf dem Sekretär. Dort, wo sie arbeitete. Wo sie die Logbücher studierte. Wo sie die Wahrheit zusammensetzte, Stück für Stück, wie ein Puzzle aus vergilbtem Papier.

Ole sah auf den Grabstein. Auf das Schiff im Relief, das unter vollen Segeln über den Granit pflügte.

Die Braderup war dein Leben.

Ein Schiff, benannt nach einem Ort. Ein Ort, den eine alte Frau auf einem Foto festhielt und auf ihren Schreibtisch stellte, bevor jemand sie die Treppe hinunterstieß.

Die Logbücher. Telse war schlau. Telse war stur. Und Telse hatte gewusst, dass jemand kommen und sie nehmen würde.

Sie hat sie versteckt.

Ole ließ den Grabstein los. Seine Hand zitterte, kaum merklich, aber er spürte es. Nicht vor Kälte.

Die Braderuper Heide. Am Watt. Wo sich bei Ebbe Dinge zeigten, die das Wasser sonst verbarg.

Er zog sein Handy aus der Tasche. Der Bildschirm leuchtete in der Dämmerung. Marinas Nummer. Sein Daumen schwebte über dem Display.

Dann wählte er.

Es klingelte dreimal.

„Ole?“

„Ich bin auf dem Friedhof.“

Eine Pause. „Natürlich bist du das.“

„Die Grabsteine. Hark Christiansens Schiff hieß *Die Braderup*. Und auf Telses Sekretär stand ein Foto der Braderuper Heide.“

Stille am anderen Ende. Er hörte Marina atmen.

„Telse hat die Logbücher dort versteckt, Marina. Am Watt. In der Braderuper Bucht. Das Foto war kein Erinnerungsstück. Es war ein Wegweiser.“

Wieder Stille. Dann:

„Wann ist morgen Niedrigwasser?“

Ole sah auf die Uhr. Dann zum Horizont, wo das letzte Kupfer des Himmels im Grau der Nordsee versank.

„Gegen elf Uhr dreißig. Aber wir brauchen Malte. Er kennt die Bucht. Wenn jemand ein Familienversteck kennt, dann er.“

„Ich rufe ihn an.“

Die Leitung war tot. Ole steckte das Handy ein. Er stand zwischen den Grabsteinen, allein mit den Toten und ihren Geschichten. Der Wind kam zurück, fuhr durch die Linden, ließ die Blätter rascheln wie flüsternde Stimmen.

Elke Christiansen hatte hundertfünfzig Jahre gewartet. Telse hatte dreißig Jahre recherchiert. Und jetzt, in der Abenddämmerung auf einem Friedhof in Keitum, hatte ein sturer Friese endlich zugehört.

Ole zog seine Mütze tiefer und ging zurück zum Wagen.

Kapitel 13

Das Watt lag offen wie eine frische Wunde.

Marina stand am Rand der Braderuper Heide und sah hinaus auf die Fläche, die das Meer freigegeben hatte. Grau und braun und schwarz, durchzogen von glänzenden Rinnsalen, die das letzte Licht der Vormittagssonne einfingen. Der Geruch traf sie mit einer Wucht, die sie nach zwei Jahren auf der Insel noch immer überraschte. Salz und Schlick und etwas Süßliches, Organisches, das an den Kreislauf von Leben und Verwesung erinnerte.

Hinter ihr knirschte Kies. Ole kam den schmalen Pfad herunter, der durch die Heide zum Wattrand führte. Seine Gummistiefel hinterließen dunkle Abdrücke im feuchten Gras.

„Niedrigwasser war vor zwanzig Minuten“, sagte er und sah auf sein Handy. „Wir haben ungefähr anderthalb Stunden, bevor die Priele volllaufen.“

Marina nickte. Anderthalb Stunden. Für eine Suche in einem Gebiet, das sich über hunderte Meter erstreckte, war das nichts.

Ein Automotor erstarb oben auf dem Parkplatz. Türenklappen. Schritte, schnell und unregelmäßig, als würde jemand über die Wurzeln des Heidepfads stolpern.

Malte Erichsen tauchte zwischen den Büschen auf. Jeans, Sneakers, eine dünne Jacke, die für einen Herbstmorgen am Watt so geeignet war wie Sonnencreme bei Regen. Unter seinen Augen lagen Schatten, die vor einer Woche noch nicht dort gewesen waren. Er sah von Marina zu Ole und wieder zurück.

„Okay. Ich bin hier. Was ist so dringend, dass es nicht am Telefon ging?“

Marina trat einen Schritt auf ihn zu. „Die Logbücher Ihrer Großtante. Die echten. Wir glauben, dass sie sie hier versteckt hat.“

Malte blinzelte. Sein Mund öffnete sich, schloss sich wieder. Er sah zum Watt hinunter, als hätte er den Satz nicht verstanden.

„Hier draußen? Im Watt?“

„Nicht im Watt“, sagte Ole. „An der Bucht. Am Rand. Irgendwo, wo das Wasser bei Flut hinkommt, aber wo man etwas sicher aufbewahren kann. In einem Versteck.“

„Woher – wie kommen Sie darauf?“

Marina deutete in Richtung Keitum. „Auf dem Friedhof von St. Severin steht auf dem Grabstein Ihres Vorfahren Hark Christiansen: *Die Braderup war dein Leben, der Himmel ist nun dein Hafen*. Sein Schiff hieß *Die Braderup*. Er hat es nach diesem Ort benannt. Und auf dem Sekretär Ihrer Großtante stand ein Foto genau dieser Bucht. Kein Familienbild, kein Porträt. Eine Landschaft. Direkt neben den Unterlagen, an denen sie gearbeitet hat. Es ist ein Indiz.“

Malte fuhr sich mit beiden Händen durchs Haar. „Das ist – ich meine, das ist ziemlich dünn.“

„Ihre Großtante wusste, dass sie in Gefahr war“, sagte Marina. „Sie hat die Logbücher nicht im Haus gelassen. Und sie hat Ihnen am Telefon gesagt, Sie sollen kommen. Was hat sie genau gesagt, Malte?“

Er schluckte. „Dass sie mich braucht. Dass ich nach Hause kommen soll.“

„Nicht *nach Keitum*. Nach Hause.“

Malte starrte sie an. Hinter seinen Augen arbeitete etwas.

„Es gibt hier ein Versteck“, sagte er leise. „Oder gab es.“

Ole rührte sich nicht. Marina auch nicht. Nur der Wind schob eine Wolke vor die Sonne, und das Licht auf dem Watt erlosch wie eine Lampe, die jemand abdrehte.

„Als ich klein war“, fuhr Malte fort, „hat Tante Telse mich jeden Sommer hergebracht. Wir haben Muscheln gesammelt und Krebse gefangen. Und es gab eine Stelle – unten am Rand, wo die Heide aufhört und der Fels anfängt. Da sind Steine, große, die vom Kliff abgebrochen sind. Dahinter war eine kleine Höhle. Nicht wirklich eine Höhle, eher ein Spalt, gerade groß genug, dass ein Kind reinkriechen konnte. Wir haben da Dinge versteckt. Muscheln, die wir für wertvoll hielten. Eine Schatzkarte aus Pappe. Kinderkram.“

„Können Sie die Stelle wiederfinden?“

Malte sah aufs Watt hinaus. Die Rinnsale glitzerten nicht mehr. Das Licht war flach und kalt geworden.

„Ich war seit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr da.“

„Dann sollten wir uns beeilen“, sagte Ole.

Sie gingen.

Der Pfad durch die Heide war schmal und schlängelte sich zwischen kniehohem Heidekraut und verfilztem Strandhafer hindurch. Unter Marinas Stiefeln federte der Boden, durchsetzt von Wurzeln und Moos. Das Heidekraut war längst verblüht, braun und struppig, und der Wind bog die Halme nach Osten, als wollte er ihnen die Richtung weisen.

Malte lief voraus. Unsicher, den Kopf nach links und rechts drehend, auf der Suche nach Landmarken, die ein Vierteljahrhundert überdauert hatten.

„Da war ein Findling“, murmelte er. „Ein großer, flacher Stein, auf dem wir immer gegessen haben.“

Marina hielt sich dicht hinter ihm. Ole bildete die Nachhut, seine Augen auf das Watt gerichtet, das sich rechts von ihnen erstreckte. Still und glatt und grau.

Noch still.

Sie erreichten den Rand der Heide, wo das Grün abrupt endete und das Watt begann. Der Übergang war brutal. Gras, dann nichts. Nur Schlick und Steine und der durchdringende Geruch von Tang und Algen, die in der Sonne trockneten.

Malte blieb stehen. Er drehte sich einmal um die eigene Achse.

„Hier irgendwo. Die Steine müssten – da.“

Er zeigte nach rechts. Vierzig, fünfzig Meter entfernt ragten dunkle Felsblöcke aus dem Wattboden. Abbruchmaterial vom Kliff, das die Erosion vor Jahrzehnten oder Jahrhunderten ins Watt gespült hatte. Zwischen den Blöcken hatten sich Algen und Seegras gefangen, und der Schlick drumherum war dunkel und zäh.

Sie arbeiteten sich vor. Der Boden unter Marinas Stiefeln veränderte sich mit jedem Schritt. Erst feucht und federnd, dann weich, dann schmatzend. Der Schlick griff nach ihren Sohlen, saugte sich fest, gab nur widerwillig nach. Jeder Schritt kostete Kraft.

Maltes Sneakers verschwanden bis über die Knöchel. Er zog den rechten Fuß hoch, und der Schlick gab ein Geräusch von sich, das wie ein nasser Kuss klang.

„Verdammt.“

„Genau dafür“, sagte Ole ohne jede Regung in der Stimme, „hat der Herrgott Gummistiefel erfunden.“

Malte antwortete nicht. Er kämpfte sich weiter zu den Felsen, das Gesicht angespannt, die Augen suchend.

Marina sah sich um. Links das Watt, endlos und flach. Rechts die Heide, die sich sanft den Hügel hinaufzog. Hinter ihnen der Pfad, der bereits in der Ferne verschwand. Und vor ihnen die Felsen, dunkel und kantig und überzogen mit einer Schicht aus Seepocken und Blasentang. Sie fragte sich, wie es die alte Frau hier runter geschafft haben soll. Aber manchmal ist der Wille stärker, als die Kraft.

Kein Mensch weit und breit. Nur sie drei und das Watt und die Zeit, die gegen sie lief.

Ole tippte auf sein Handy. „Noch eine Stunde zehn.“

Malte erreichte den ersten Felsblock und legte beide Hände darauf. Er beugte sich vor, spähte in den Spalt zwischen den Steinen.

„Zu eng. Das ist es nicht.“

Er ging weiter, zum nächsten Block. Dann zum übernächsten. Marina folgte ihm, und der Schlick zerzte an ihren Stiefeln wie Hände, die sie festhalten wollten.

„Marina.“

Ole stand zehn Meter hinter ihr und zeigte auf den Priel zu ihrer Linken. Marina drehte sich um.

Das Wasser kam. Noch keine Strömung. Nur ein dünner Film, der sich über den Schlick schob, lautlos und unaufhaltsam. Der Priel, der eben noch ein trockenes Rinnsal gewesen war, füllte sich von der Kante her. Zentimeter um Zentimeter.

Tick.

„Malte“, rief sie. „Die Flut kommt.“

Er sah nicht auf. Er war am vierten Felsblock und schob Tang beiseite, der sich wie nasse Vorhänge zwischen den Steinen gespannt hatte.

„Ich weiß, ich weiß.“

Er kletterte über einen niedrigen Stein, rutschte ab, fing sich mit den Händen. Der Schlick war jetzt dünn mit Wasser bedeckt. Marinas Stiefel standen in einer Pfütze, die vor dreißig Sekunden noch nicht da gewesen war.

„Malte!“

„Hier war es! Hier – es gab einen Spalt, direkt hinter dem großen Stein, wo –“

Er brach ab. Marina sah, wie sein Körper sich versteifte.

„Was?“

Er kniete sich hin, direkt in den Schlick, und schob beide Arme in eine Öffnung zwischen zwei Felsblöcken, die Marina von ihrem Standort aus nicht sehen konnte. Seine Schultern verschwanden bis zur Hälfte im Spalt.

Stille. Nur das leise Gurgeln des Priel, der sich füllte.

Dann richtete er sich auf. In seinen Händen, verschmiert mit Schlick und Tang, lag ein Päckchen. Etwa so groß wie ein Schuhkarton. Eingewickelt in mehrere Lagen Frischhaltefolie, dann in eine Plastiktüte, dann in einen Gefrierbeutel mit Zip-Verschluss. Dreifach gesichert. Wasserdicht.

Telse, du alte Füchsin.

Malte hielt das Päckchen vor sich wie einen verletzten Vogel. Seine Hände zitterten. Seine Knie waren schwarz vom Schlick, seine Sneakers ruiniert, sein Gesicht ein Durcheinander aus Erschöpfung und Ungläubigkeit.

„Sie hat es wirklich getan“, flüsterte er.

Ole war neben Marina aufgetaucht. Er sagte nichts. Er legte eine Hand auf Maltes Schulter und drückte kurz zu. Dann deutete er auf den Priel.

Das Wasser stand jetzt knöcheltief. Es kam nicht mehr in einem dünnen Film, sondern in einer stetigen Strömung, die Schlickflocken und Tangfetzen vor sich hertrieb.

„Raus hier. Jetzt.“

Sie kämpften sich zurück. Malte stolperte, Ole griff seinen Arm und zog ihn vorwärts. Marina ging voraus, auf die Heide zu, auf festen Boden, weg vom Watt, das sich hinter ihnen Meter um Meter zurückeroberte. Ihre Stiefel schmatzten im Schlick, und jeder Schritt war ein kleiner Kampf gegen den Sog.

Am Rand der Heide drehte Marina sich um. Dort, wo sie gerade noch gestanden hatten, schob sich braunes Wasser über die Felsen. Der Spalt, in dem das Päckchen gelegen hatte, verschwand unter der Oberfläche.

Zehn Minuten später wäre dort nichts mehr gewesen als Nordsee.

Sie standen zu dritt im Heidekraut, außer Atem. Malte hielt das Päckchen an seine Brust gedrückt. Seine Jacke war durch, seine Haare verklebt, sein ganzer Körper ein einziger Schlickfleck.

Marina zog Handschuhe aus ihrer Jackentasche. Latex, dünn, die sie immer dabei hatte. Sie nahm Malte das Päckchen vorsichtig ab und öffnete die äußere Lage. Dann die zweite. Dann den Gefrierbeutel.

Darin lag ein Buch. In Leder gebunden, die Ecken abgestoßen, der Rücken brüchig. Auf dem Einband, in verblichener Goldprägung, zwei Worte: *Logbuch. Braderup.*

Marina schlug die erste Seite auf. Die Handschrift war klein und gleichmäßig, in einer alten Tintenschrift, die im Laufe der Jahrhunderte braun geworden war. Zahlen, Datumsangaben, Koordinaten. Und zwischen den nautischen Einträgen, immer wieder, Absätze in einer anderen Schrift. Kommentare. Randnotizen. Jemand hatte in diesem Logbuch nicht nur navigiert, sondern erzählt.

Das ist es. Das ist die Wahrheit, die jemand mit einem Stoß zum Schweigen bringen wollte.

Sie konnte die alten Einträge nicht entziffern, nicht hier, nicht jetzt. Dafür brauchten sie jemanden, der diese Schrift lesen konnte.

„Wir brauchen Wagner“, sagte Marina.

Ole zog eine Augenbraue hoch.

„Sie ist Historikerin. Sie kann das lesen. Das hier ist ihr Fachgebiet.“

„Und wenn sie Dreck am Stecken hat?“

„Dann soll sie uns den Dreck zeigen, den sie darin findet. Unter Aufsicht.“

Ole sah sie an. Drei Sekunden. Dann nickte er.

Malte stand daneben und starrte auf das Buch in Marinas Händen. Seine Lippen bewegten sich, aber kein Ton kam heraus.

„Meine Tante hat das hier versteckt“, sagte er schließlich. „Weil sie wusste, dass jemand sie dafür umbringen würde.“

Marina sah ihn an. Sie sagte nichts. Es gab nichts zu sagen. Die Wahrheit lag zwischen ihnen im Heidekraut, eingewickelt in Plastik, geschützt vor dem Meer, beschrieben in einer Handschrift, die zweihundert Jahre alt war.

Das Watt hinter ihnen war verschwunden. Die Nordsee hatte sich zurückgeholt, was ihr gehörte.

Aber das Logbuch hatte sie nicht bekommen.

Kapitel 14

Die Praxis von Dr. Arfast Jensen lag in einem der schönsten Friesenhäuser von Keitum. Reetdach, frisch geweißte Mauern, ein Vorgarten mit akkurat geschnittenen Buchsbaumhecken. Über der Eingangstür hing ein schmiedeeisernes Schild: *Dr. med. A. Jensen – Allgemeinmedizin. Seit 1987.* Darunter, kleiner, fast wie ein Nachsatz: *Gegründet auf dem Grund und Boden der Familie Jensen seit 1831.*

Ole kannte dieses Haus seit seiner Kindheit. Seine Mutter hatte ihn hierher gebracht, wenn er Ohrenschmerzen hatte. Damals noch zu Jensens Vater, dem alten Dr. Thies Jensen, einem Mann mit Händen wie Schaufeln und einer Stimme, die jedes Fieber vertrieb. Das Wartezimmer roch nach Desinfektionsmittel und Pfefferminztee. Daran hatte sich nichts geändert.

Manche Häuser verändern sich nie. Aber die Menschen darin.

Er parkte den Wagen auf dem Kiesweg neben Marinas. Sie lehnte an der Motorhaube ihres Dienstwagens, die Arme verschränkt, das Logbuch in einer Beweismitteltüte unter dem Arm. Ihre Haare waren noch feucht vom Watt. Schlickspuren an den Hosenbeinen. Sie sah aus, als hätte sie gerade einen Krieg gewonnen und wüsste nicht, ob der nächste schon begonnen hatte.

„Wagner hat alles bestätigt“, sagte sie, als Ole ausstieg. „Am Telefon. Drei Einträge sind entscheidend.“

„Erzähl.“

„Eintrag vom 14. März 1843: Kapitän Hark Christiansen notiert, dass sein erster Offizier – ein gewisser Boyke Jensen – ihm seit Wochen das Mannschaftsgeld vorenthält. Er schreibt wörtlich: ‚Jensen führt eine separate Kasse, von der die Reederei nichts weiß. Ich habe ihn zur Rede gestellt. Er leugnet.‘“

Marina blätterte nicht im Buch. Sie hatte sich die Stellen gemerkt. Oder aufgeschrieben. Wahrscheinlich beides.

„Zweiter Eintrag, 2. April desselben Jahres: ‚Jensen hat dem Reeder Lammers einen Brief geschickt, in dem er behauptet, ich hätte die Mannschaft gegen ihn aufgewiegelt. Lammers glaubt ihm. Mein eigener

Freund stellt sich gegen mich.' Und dann der letzte Eintrag, eine Woche später. Danach bricht das Logbuch ab. ,Wir laufen morgen aus. Jensen hat das Kommando über die Wachen. Ich traue ihm nicht mehr. Wenn mir etwas zustößt, soll dieses Buch mein Zeuge sein.'"

Ole stand still.

„Danach ist Hark Christiansen nie zurückgekehrt. Offiziell über Bord gegangen bei schwerer See. Boyke Jensen hat das Schiff nach Sylt zurückgebracht, die Handelsrechte übernommen und innerhalb von zwei Jahren Christiansens gesamten Grundbesitz aufgekauft – von der Witwe, die mittellos war."

Und auf diesem Grundbesitz stehen wir gerade.

Marina sah ihn an. Wartete.

„Wagner ist sich sicher?"

„Sie hat eine Stunde lang geschwiegen, nachdem sie die Fotos der Einträge gesehen hat. Dann hat sie gesagt: ,Das ist der bedeutendste Fund zur Sylter Seefahrtsgeschichte seit dreißig Jahren. Und es ist ein dokumentierter Mord.' Ihre Stimme hat dabei nicht gezittert. Ich glaube, sie hat vor Aufregung vergessen, arrogant zu sein."

Ole atmete aus. Die Luft roch nach Buchsbaum und dem nahen Watt. Irgendwo hinter dem Haus summte ein Rasensprenger. Ein Nachmittag in Keitum. Friedlich. Normal.

„Gut. Dann reden wir mit ihm."

Die Sprechstundenhilfe, eine Frau Mitte fünfzig mit Lesebrille und dem unerschütterlichen Lächeln von jemandem, der täglich zwanzig Hypochonern erklären musste, dass sie nicht im Sterben lagen, empfing sie im Eingangsbereich.

„Herr Friesenkamp! Frau Nissen. Der Herr Doktor hat gleich –"

„Wir brauchen keinen Termin. Dienstlich."

Ihr Lächeln blieb, aber ihre Augen verengten sich um einen Millimeter. Sie verschwand hinter einer Tür. Dreißig Sekunden Stille. Dann kam sie zurück und hielt ihnen die Tür zum Sprechzimmer auf.

Dr. Arfast Jensen saß hinter seinem Schreibtisch aus dunklem Eichenholz. Das Stethoskop hing über der Stuhllehne wie ein Requisit, das er gerade abgelegt hatte. Sein weißer Kittel war makellos. Seine Hände lagen gefaltet auf der Schreibunterlage. Ruhig.

Und hinter ihm, an der Wand, die Porträts.

Ole kannte sie. Jeder auf Sylt kannte sie. Vier Ölgemälde in schweren Goldrahmen, aufgereiht wie eine Galerie des Stolzes. Kapitän Boyke Jensen, der Stammvater, mit dunklem Bart und einem Blick, der über ferne Meere schweifte. Daneben sein Sohn. Dann der Enkel. Und ganz rechts Thies Jensen, Arfasts Vater, der alte Doktor. Vier Generationen. Vier Männer, die auf jeden herabblickten, der sich in diesen Stuhl setzte.

Vielleicht hat Telse genau diese Bilder gesehen, bevor sie ihm das Logbuch gezeigt hat.

Jensen stand auf, als sie eintraten. Lächelte. Nicht das breite Lächeln des Wohltäters, das Ole von der Beerdigung kannte, sondern ein zurückhaltenderes. Professionell.

„Moin. Kann ich etwas anbieten? Frauke hat gerade frischen Kaffee –“

„Nein, danke“, sagte Marina.

Sie setzte sich nicht. Ole auch nicht. Er stellte sich rechts neben die Tür, lehnte sich mit dem Rücken gegen den Rahmen. Marina blieb vor dem Schreibtisch stehen. Zwischen ihnen und Jensen lagen anderthalb Meter Eichenholz und zweihundert Jahre Familiengeschichte.

Jensen registrierte, dass sie stehen blieben. Seine Hände suchten das Stethoskop auf der Lehne, fanden es, legten es auf den Tisch. Eine Geste, die wie Gewohnheit aussah, aber nach etwas anderem roch.

Marina legte die Beweismitteltüte auf den Schreibtisch. Langsam. Direkt vor Jensens gefaltete Hände. Das Leder des Logbuchs schimmerte durch das Plastik, braun und brüchig.

Jensen sah darauf hinab.

Sein Gesicht veränderte sich nicht. Nicht sofort. Aber seine Pupillen wurden kleiner, und die Sehne an seinem Hals spannte sich wie ein Tau unter Last. Ole sah es. Zwei Sekunden. Drei. Dann hob Jensen den Blick.

„Was ist das?“

„Das Logbuch der Braderup“, sagte Marina. „Geschrieben von Kapitän Hark Christiansen. Versteckt von Telse Christiansen in der Braderuper Heide, kurz bevor sie starb. Heute Nachmittag geborgen.“

Stille. Der Rasensprenger hinter dem Fenster. Das Summen der Leuchtstoffröhre über dem Untersuchungstisch. Und dazwischen ein Laut, den Ole nicht sofort einordnen konnte – ein leises Knirschen. Jensens Zähne.

„Ich verstehe nicht, was das mit mir –“

„Dr. Wagner hat uns die entscheidenden Einträge übersetzt und eingeordnet“, sagte Marina. Ihre Stimme war ruhig, fast beiläufig, als läse sie einen Wetterbericht. „Ihr Urgroßvater Boyke Jensen hat Hark Christiansen betrogen. Er hat eine schwarze Kasse geführt, Christiansen beim Reeder denunziert und das Kommando über die Nachtwachen übernommen. Eine Woche später war Christiansen tot. Jensen hat alles übernommen. Das Schiff. Die Handelsrechte. Den Grundbesitz.“

Sie tippte mit dem Finger auf den Schreibtisch.

„Diesen Grundbesitz.“

Jensen atmete ein. Aus. Ein. Sein Blick wanderte zu den Porträts an der Wand. Zu Boyke Jensen. Zu seinem Vater. Zurück zum Logbuch.

„Das sind ... Anschuldigungen einer verbitterten alten Frau. Diese Einträge beweisen gar nichts. Das ist zweihundert Jahre her. Die Witwe Christiansen war –“

„Telse war nicht verbittert“, sagte Ole von der Tür aus.

Jensen drehte den Kopf zu ihm.

„Telse war krank. Telse hatte nicht mehr lang. Und Telse hat Ihnen genau dieses Buch gezeigt, am Abend des 14. Oktober, in ihrem Haus. Sie hat Ihnen ein Ultimatum gestellt: Entweder Sie gehen mit der Wahrheit an die Öffentlichkeit, oder sie tut es bei der Gedenkfeier im Heimatmuseum.“

Jensens Finger schlossen sich um das Stethoskop. Fest. Die Knöchel traten weiß hervor.

„Ich war an dem Abend nicht –“

„Enno Deichmann hat Ihren Wagen vor Telses Haus gesehen, Arfast. Am Tatabend. Zwischen acht und neun.“

De Dokter ward sien Grün'n hebben. Ja, Enno. Hatte er.

Jensens Mund öffnete sich. Schloss sich wieder. Er sah aus wie ein Fisch, dem man das Wasser abgelassen hatte. Seine Augen glitten erneut zu den Porträts.

„Boyke Jensen war kein Mörder“, flüsterte er. „Mein Vater hat mir immer erzählt, dass –“

„Ihr Vater wusste es wahrscheinlich nicht“, sagte Marina. „Aber Telse wusste es. Und Sie wussten es auch, seit sie es Ihnen gezeigt hat. Was ist an dem Abend passiert, Dr. Jensen?“

Die Standuhr im Wartezimmer schlug fünf. Fünf dumpfe Schläge, die durch die Wand drangen. Jensen saß in seinem Stuhl, die Schultern

hochgezogen, das Stethoskop in der Faust wie ein Rosenkranz. Die Porträts seiner Vorfahren starrten von der Wand. Boyke Jensens gemalte Augen wirkten plötzlich nicht mehr stolz, sondern leer.

„Sie hätte alles zerstört.“

Jensens Stimme war dünn geworden. Brüchig. Wie altes Papier.

„Verstehen Sie das? Alles. Nicht nur meinen Ruf. Nicht nur die Praxis. Die ganze Familie. Mein Vater hat sein Leben lang in diesem Haus praktiziert. Sein Vater davor. Sie wollte das Grundstück zurück. Was hätte ich tun sollen? Dreihundert Patienten vertrauen mir. Jeder auf dieser Insel kennt den Namen Jensen. Und dann kommt eine alte Frau mit einem verrotteten Buch und sagt mir, dass alles –“

Er schluckte. Sein Kehlkopf hüpfte.

„Ich bin an dem Abend zu ihr gefahren. Nachdem Alida Wagner gegangen war. Ich wollte mit Telse reden. Vernünftig. Unter vier Augen. Ich hab sie angefleht. Angefleht! Sie sollte das Buch verbrennen. Niemand hätte es je erfahren. Sie war doch selbst krank, sie hatte doch nur noch –“

Seine Stimme brach.

„Aber Telse war ... Telse. Stur wie ein friesischer Granitblock. Sie hat mir ins Gesicht gesagt, dass die Wahrheit nicht stirbt, nur weil es bequemer wäre. Dass mein Urgroßvater ein Mörder war und die ganze Insel es erfahren würde.“

Jensen presste die Handballen auf seine Augenhöhlen.

„Ich hab nach der Tasche gegriffen. Sie hatte das Logbuch in einer alten Ledertasche, die stand oben auf der Treppe. Ich wollte es ihr nur wegnehmen. Nur das Buch. Und sie hat sich gewehrt. Achtzig Jahre alt und krank und sie hat sich gewehrt wie – ich hab sie gestoßen. An der Schulter. Nicht fest. Nicht – ich wollte sie nicht –“

Seine Hände zitterten.

„Sie ist gefallen. Die Treppe runter. Dieses Geräusch. Ich höre es jede Nacht. Jede einzelne Nacht.“

Ole stand an der Tür und rührte sich nicht. Das Sprechzimmer war still bis auf Jensens rasselnden Atem. An der Wand hing das Porträt von Boyke Jensen und blickte auf seinen letzten Nachfahren herab, der an dem Schreibtisch seiner Väter zusammenbrach.

„Und dann?“

Marinas Stimme war leise. Nicht sanft. Leise.

„Dann war sie tot. Und ich – ich war Arzt. Ich konnte sehen, dass sie ... ich hab ihren Puls gefühlt. Nichts. Genickbruch. Sofort. Und dann – ich weiß nicht – ich konnte nicht denken. Ich hab die Tasche genommen. Ich dachte, das Buch wäre drin. Aber es war ein anderes, ein Notizbuch, keine Logbucheinträge. Sie muss das echte Buch schon vorher woanders versteckt haben.“

In der Braderuper Heide. Im Versteck ihrer Kindheit. Weil sie dir nicht getraut hat.

„Und das Testament?“, fragte Ole.

Jensen sah auf. Seine Augen waren rot, sein Gesicht aschgrau.

„Ich habe es zuhause ausgedruckt und bin wiedergekommen. Hab es hier abgelegt. Ich dachte, falls – falls das mit dem Unfall nicht durchkommt – dann muss der Verdacht auf jemand anderen fallen. Auf Malte. Den gierigen Neffen, der nur das Geld will. Jeder würde es glauben. Jeder.“

Er lachte. Kurz, trocken, wie ein Ton ohne Widerhall.

„Ich hab das Testament in den Sekretär gelegt und bin gegangen. Durch die Hintertür. Und am nächsten Morgen bin ich als besorgter Hausarzt zurückgekommen und hab euch allen erzählt, wie schwach die arme Telse in letzter Zeit war.“

Jensen legte das Stethoskop auf den Schreibtisch. Behutsam, als legte er sein ganzes Leben ab. Seine Finger strichen über das kalte Metall.

„Ich wollte nur den Namen meiner Familie schützen.“

Ole löste sich vom Türrahmen. Er zog die Handschellen aus seiner Jackentasche. Das Klicken des Metalls klang in der Stille des Sprechzimmers wie ein Urteil.

„Dr. Arfast Jensen, ich nehme Sie fest wegen des dringenden Tatverdachts des Mordes an Telse Christiansen.“

Jensen erhob sich. Langsam, wie ein alter Mann, obwohl er erst fünfundsechzig war. Er streckte die Hände aus, ohne dass Ole ihn auffordern musste. Die Handschellen schlossen sich um seine Gelenke.

An der Wand starrten vier Generationen Jensen ins Leere. Boyke Jensen, der Stammvater, mit seinem dunklen Bart und seinen fernen Augen. Der Mann, der einen Freund ermordet und ein Imperium auf dessen Grab gebaut hatte.

Und jetzt sein letzter Nachfahre und der Mord an Telse. Geschichte wiederholt sich.

Ole führte Jensen an den Porträts vorbei zur Tür. Als sie das Wartezimmer durchquerten, stand Frauke von ihrem Stuhl auf. Ihre Lesebrille rutschte von der Nase. Ihr Mund öffnete sich, aber kein Laut kam heraus.

Jensen sah sie nicht an.

Draußen roch es nach Buchsbaum und Salz. Die Abendsonne lag golden auf den Reetdächern von Keitum, und vom Watt her wehte eine Brise, die nach Tang und Schlick schmeckte. Irgendwo läutete die Glocke von St. Severin. Fünfmal. Wie ein Echo der Standuhr im Wartezimmer.

Marina hielt die Beifahrertür des Dienstwagens auf. Jensen stieg ein, ohne ein Wort. Ole schloss die Tür.

Sie standen einen Moment auf dem Kiesweg, zwischen dem makellosen Friesenhaus und dem Auto, das den letzten Jensen in Gewahrsam bringen würde.

Marina sah Ole an.

Er sah zurück.

Keiner von beiden sprach. Es gab nichts zu sagen. Manchmal war die Wahrheit kein Trost, sondern nur das Ende einer sehr langen Lüge.

Ole stieg ein und startete den Motor.

Epilog

Vier Tage später saß Marina auf der Holzbank vor der Kirche St. Severin und ließ sich die Herbstsonne ins Gesicht scheinen. Die Luft war klar und lauwarm, fast windstill – ein seltenes Geschenk für Sylt im Oktober. Über dem Watt im Osten lag ein goldener Schimmer, als hätte jemand dünne Folie über das Wasser gebreitet. Möwen kreisten lautlos in der Höhe. Von irgendwo hinter den Reetdächern klang das Hämmern eines Tischlers.

Ole setzte sich neben sie. Ohne Gruß, ohne Kommentar. Er trug seine Wollmütze trotz der milden Temperaturen und hielt eine Papiertüte auf dem Schoß. Nach einer Weile öffnete er die Tüte und reichte Marina ein Fischbrötchen. Matjes, Zwiebeln, Remoulade. Sie nahm es.

Eine Zeitlang aßen sie schweigend. Die Bank war warm vom Sonnenlicht. Hinter ihnen ragten die alten Grabsteine aus dem kurz geschnittenen Gras, schief und moosbedeckt, die Inschriften von Wind und Regen weichgezeichnet. Stumme Zeugen. Wie immer.

Ich sollte öfter hier sitzen. Einfach nur sitzen.

Marina biss in ihr Brötchen und kaute. Ole wischte sich Remoulade vom Kinn.

Dann sah sie die Gestalt zwischen den Gräbern. Ein junger Mann in einer dunklen Jacke, die Hände in den Taschen. Malte Erichsen. Er stand nicht vor Telses Grab, das lag weiter hinten, am Rand des Friedhofs, unter einer alten Linde. Er stand vor einem anderen Stein. Einem verwitterten, von Flechten überzogenen Grabmal aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Kapitän Hark Christiansen.

Marina stupste Ole mit dem Ellbogen an. Er folgte ihrem Blick und hörte auf zu kauen.

Malte zog eine Hand aus der Tasche. Er hielt eine einzelne weiße Rose. Kein großes Gesteck, kein Kranz. Eine einzige Blume. Er legte sie vor den Stein, richtete sich auf und blieb stehen. Sein Mund bewegte sich, aber Marina konnte die Worte nicht hören. Vielleicht waren es auch gar keine Worte. Vielleicht war es nur ein Atemzug.

Nach einer Weile drehte er sich um und sah die beiden auf der Bank. Er zögerte. Dann kam er den schmalen Kiesweg entlang auf sie zu.

Aus der Nähe sah er anders aus als bei den Verhören. Die Unruhe war verschwunden, die fahrige Hektik. Etwas an seinem Gang erinnerte Marina an einen Menschen, der zum ersten Mal festen Boden unter den Füßen spürt.

„Frau Nissen. Herr Friesenkamp.“

Ole nickte. Marina legte ihr Fischbrötchen auf die Tüte.

„Ich wollte mich bedanken“, sagte Malte. Er sah auf seine Schuhe, dann wieder hoch. „Tantes Anwalt hat sich gemeldet. Es gab ein echtes Testament. Nicht das gefälschte. Sie hat mir das Haus hinterlassen. Und genug, um es ... um es zu retten.“

„Sie verkaufen also nicht“, sagte Ole.

Malte schüttelte den Kopf. Ein Reflex, schnell und fest.

„Nein. Ich ziehe her. Aufs Festland pendeln kann ich immer noch, aber das Haus – es muss bleiben. Mit den Logbüchern, den Karten, allem. Frau Wagner hat angeboten, bei der historischen Einordnung zu helfen. Pro bono.“ Ein schiefes Lächeln zuckte über sein Gesicht. „Die Eiskönigin hat wohl doch ein Herz.“

„Und was wird draus?“, fragte Marina.

Malte sah zurück zu dem alten Grabstein.

„Tante Telse wollte die Geschichte erzählen. Die echte Geschichte. Nicht die geschönte Version, die alle kennen. Und ich glaube ...“ Er stockte, suchte nach Worten. „Ich glaube, das ist das Mindeste. Um die Geschichte richtig zu erzählen.“

Er nickte den beiden zu, knapp und fast friesisch, und ging den Kiesweg zurück Richtung Dorf. Seine Schritte knirschten leise auf dem Untergrund.

Ole griff nach seinem Fischbrötchen.

„Na bitte“, brummte er. „Vielleicht wird doch noch was aus dem Jung.“

Marina lehnte sich zurück. Die Sonne wärmte ihr Gesicht, und über dem Watt zogen die Möwen ihre Kreise. Die Grabsteine von St. Severin warfen lange Schatten über das Gras, aber zum ersten Mal erschienen ihr die Schatten nicht dunkel. Nur lang. Wie Zeiger einer Uhr, die endlich weitergelaufen war.

Manchmal ist die Vergangenheit nicht nur eine Last. Manchmal ist sie ein Kompass.

Sie biss in ihr Fischbrötchen und schmeckte das Meer.

- Ende -

Wie hat Ihnen mein Kurzkrimi gefallen?
Ich freue mich über jedes Feedback – [gerne hier](#).

Wenn Ihnen mein Kurzroman gefallen hat, gefällt Ihnen sicher auch mein
Debütroman:



Kripo Rügen 1 Todesküste

(Rügenkrimi)

Hauke Storm

[Jetzt auf Amazon!](#)

Als an Rügens Kreideküste der umstrittene Immobilienmakler Lutz Grotewohl tot aufgefunden wird, übernehmen Maja Brandt und ihr Kollege Henning Warnke den Fall. Grotewohl wollte Einheimische für ein Luxusresort von ihrem Land vertreiben und hatte zahlreiche Feinde.

Der erste Verdacht fällt schnell auf einen radikalen Naturschützer. Doch als wenige Tage später ein junger Mitarbeiter von Grotewohl spurlos verschwindet, lenkt das die Ermittlungen in eine neue, düstere Richtung.

Können die Ermittler den Fall lösen, bevor der Mörder weitere Opfer mit sich in den Abgrund reißt?

Mehr über den Autor erfahren Sie auf
www.haukestorm.de,
www.instagram.com/haukestorm.autor,
www.facebook.com/haukestorm.autor,
www.amazon.de/stores/Hauke-Storm/author/B0GP3D2GB8 und
www.feuerwerkeverlag.de/storm

Abonnieren Sie auch meinen Autoren-Newsletter und erfahren Sie so
umgehend von meinen Neuerscheinungen, Autorennews und exklusiven
Buch-Gewinnspielen:
www.haukestorm.de

Originalausgabe 2026
© FeuerWerke Verlag, alle Rechte vorbehalten
Maracuja GmbH, Laerheider Weg 13, 47669 Wachtendonk
info@feuerwerkeverlag.de

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden.
Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten mit weiteren realen Personen sind
zufällig und unbeabsichtigt. Alle Texte und Bilder dieses Buches sind
urheberrechtlich geschütztes Material und ohne explizite Erlaubnis des
Urhebers, Rechteinhabers und Herausgebers für Dritte nicht nutzbar.